IV, 173

~~277 m 11~~

~~277 m 11~~

Vet. Ger. III C. 83

~~EB 660 A. 1~~

918

Der hürnen Siegfried

und sein Kampf mit dem Drachen

eine altdeutsche Sage

Nebst einem Anhange über den Geist des germanischen Heidenthums und die Bedeutung seiner Heldensage

für die Geschichte

von

Guido Görres.

Verlag der Hurter'schen Buchhandlung in Schaffhausen 1843

412797

Der hürnen Sieufried
eine altdeutsche Sage.
von Guido Görres.

LIBRARY OF THE TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
20 APR. 1936
OF OXFORD

Siegfried der Drachentödter.

O Hort der Nibelungen! vom grimmen Drach bewacht,
Manch Helden vielbesungen hast du in Noth gebracht.

Den Drachen auf dem Steine Siegfriedes Hand erschlug,
Nun liegt der Hort im Rheine, ihn traf der alte Fluch.

Erste Aventüre.

Von König Siegmund und den alten heidnischen Zeiten; von Helden, Zwergen, Riesen und Drachen.

In den Niederlanden da herrschte vor Zeiten ein König, Siegmund geheißen, der war groß an Macht und reich an Ehren. Seine Burgen waren stark und tapfer seine Dienstmänner; er hatte Schwerter, blitzend wie die Sonne, und silberne Schilde, weiß wie der Mond, goldgewirkte Festgewänder, kunstreiches Geschmeide, schöne Rosse und fette Heerden.

Sein größter und herrlichster Schatz aber war ein hoher und königlicher Heldensinn, denn weise war König Siegmund im Rathe und kühn in der Schlacht und gerecht im Gerichte. Gern hörte er auf den Rath der Alten und Weisen seines Volkes und zürnte nicht ihrer ernsten und strengen Reden wegen. Sein Herz hieng auch nicht an dem Golde und den Schätzen. Wie die königliche Sonne Berg und Thal mit warmem Lichte erfüllt, wie der fröhliche Mai Feld und Wald mit Blumen schmücket, also floßen aus seiner milden Hand reichlich die Gnaden und Gaben, treue Dienste zu lohnen, die Thaten der Väter zu ehren und den Heldenmuth der Söhne zu wecken. Jedem Wandrer aber stand seine Königshalle offen, jedem bot er zum fröhlichen Willkomm die Hand, ließ ihn, wie sichs geziemte, bewirthen und reichte ihm beym Abschied ein Geschenk dar, seiner zu gedenken.

Da wurde König Siegmund berühmt in allen teutschen Landen, und den Rheinstrom auf und ab, im Nord und Süd priesen die Heldenlieder die Schärfe seines Schwertes und den Glanz seines goldbeschlagenen Schildes.

Und weit und breit, wer über Unrecht des Mächtigen und über Unterdrückung zu klagen hatte, wer Ruhm und Heldenehre gewinnen wollte, der ritt nach Xanthen auf die Königsburg am Rheine, wo Siegmund unter seinen Helden an der eisernen Tafel saß. Neben ihm zur Rechten aber saß Siegelinde, die schöne Königin, seine Hausfrau, die ihn im Glück erfreute und in den Tagen des Unglückes tröstete und seiner Wunden mit milder Hand pflegte. Alles Volk aber ehrte und liebte den weisen und kühnen König Siegmund und die milde und schöne Siegelinde.

Es sind nun aber, seit die beiden dort unten am Rheine in Ehre und Herrlichkeit auf dem Königsstuhle gesessen, viele Geschlechter der Menschen in das stille Haus hinabgestiegen, woraus keiner wiederkehrt. Und in allen Landen, wo teutsche Lieder gesungen werden, steht keine Eiche so alt, die da sagen könnte: „als ich noch jung war und zum ersten Male grünte, da ritt vor vielen hundert Jahren der edle König Siegmund mit seinen Getreuen zur Jagd und zum Kampfe an mir vorüber.“ Denn zu den Zeiten König Siegmunds standen noch in den dunklen Urwäldern breit und hoch die alten heidnischen Donnereichen, die viel später erst Bonifazius, der hochverehrte Gottesmann und seine heiligen Gefährten niederhieben, da sie unseren Vorfahren in ihrer Waldnacht das Licht des christlichen Glaubens brachten und dafür den Martyrtod mit fröhlichem Muthe erlitten, was ihnen Gott in Ewigkeit vergelten wolle.

Es war aber, wie uns die guten alten Sagen berichten, gar finster und schauerlich in den alten Urwäldern, da noch die heidnischen Eichen und die blutigen Altäre der falschen Götter standen, zu Zeiten des Königs Siegmund. Da mochte Niemand lustwandeln gehen, der nicht das Schwert an der Seite und den Speer in der Hand führte. Viele Tagreisen konnte der Jäger durch die einsamen Thäler und Wälder das flüchtige Wild verfolgen und er traf keinen Menschen und keinen betretenen Pfad. Die Sterne des Himmels und der Lauf der Wasser waren seine einzigen Führer in der ungeheueren Wildniß. Reißende Thiere von gewaltiger Stärke und entsetzlichem Grimme, wie sie nun nimmer gesehen werden: Auerochsen und Bären; Wisende und Wölfe liefen in dem dichten Gehölz umher und brüllten mit heiserer Stimme hungrig in die einsame menschenleere Oede. Und wenn dann plötzlich die hohen Eichen mächtig zu rauschen begannen und die alten morschen Aeste krächzten und die Winde aus Felsen und Schluchten stöhnten, pfiffen und bellten, dann war es gerade, als sey der Sturm leibhaftig gekommen mit Roßen und Hunden dort das reißende Gewild zu jagen.

Auch in den Lüften hauste ein wilderes Raubvogelgeschlecht, das hoch in den Felsen nistete und von dort die Wälder überschwebend, mit den Wölfen sich um die Beute stritt,

Menſchen und Thiere mit ſeinen Krallen faßte und den Jungen zum Futter brachte. Ueber den unabſehbaren, grundloſen Sümpfen aber qualmten giftige Nebel, und drinnen ſonnten ſich Ottern und baumlange Schlangen, von jeder Gattung und Geſtalt und ſogen ſich voll Giftes. Unter den hohlen Felſen und in den Klüften lauerten Würmer und Drachen, ſchwarzgeſchuppt den Leib, wie die Nacht, mit giftigem Athem, der wie Feuer ſengte und brannte.

Doch, was das Schlimmſte war, ungefüge böſe Rieſen ſtanden mit dieſer hölliſchen Dracheubrut im Bunde. Sie waren ein nächtliches Geſchlecht entarteter Menſchen, die vor Gott, der Himmel und Erde erſchaffen, ihr Knie nicht beugen wollten und ihren Fuß auf den Nacken der ſchwächeren Menſchen ſtellten, daß ſie thun mußten, was ihrem gottloſen Uebermuthe gelüſtete. Denn finſter, wie die Urwälder, und wild wie das reißende Gethier, das darin hauſte, war ihr Herz und gleich dem Gewürm und den Drachen in den verpeſteten Sümpfen waren ſie in allen Gräueln und widernatürlichen Laſtern zu ſo furchtbarer Größe aufgewachſen und ſpotteten Gottes und ſannen auf Böſes.

Am meiſten mußten in dieſen wilden Zeiten die armen Zwerge von den böſen Rieſen leiden. Sie waren von Wuchs kleine und ſchwache Männlein, hatten aber ſeit undenklichen Zeiten manchen Spruch uralter Weisheit unter ſich vererbt, und kannten gar manche verborgene Kraft in Kräutern und Steinen. Dabei waren ſie in vielen geheimen Künſten wohl erfahren und durch den harten Druck liſtig, ſchlau und verſchloſſen geworden. Sie wohnten meiſt tief unten in den dunklen Bergſchachten, dort ſchmiedeten ſie aus edlen Metallen koſtbare Kleinodien, gute Waffen und kunſtreiches Geſchmeide. Vor ihren Bergen aber hielten die Rieſen Wache und zwangen ſie Tag und Nacht zur Arbeit. Wollten die armen Zwerglein ruhen, dann ſtießen jene zornig ihre gewaltigen Eiſenſtangen hinein oder traten ſie todt, wie Ameiſen. Da trauten ſich die Furchtſamen gar nicht an das Tageslicht, und verkrochen ſich, wenn ſie konnten, in die tiefſten Spalten.

Die klugen Zwerglein waren darum den übermüthigen Rieſen bitter feind und hielten es meiſt mit den Helden. Das waren Männer des Schwertes, von Gott mit Muth und Kraft ausgerüſtet, gegen die Rieſen und giftigen Würmer zu ſtreiten, um die alte finſtere Wildniß mit ihren Sümpfen zu lichten, damit einſt der Saame einer mildern, heiligeren Lehre darauf könne ausgeſät werden. Die Zwerglein ſchenkten den Helden oft ſcharfe Schwerter und feſte Schilde und lehrten ſie Manches von ihren Künſten, damit ſie den Sieg über ihre Bedrücker gewinnen möchten.

Alſo war dieſes eine Zeit des wilden Streites, und das beſte Kleinod, das ein Mann haben konnte, war ein friſcher Muth, ein ſtarker Arm und ein gutes Schwert. Das aber hatten die Helden und zu ihnen gehörte das edle Geſchlecht Siegmunds, des Königs in den Niederlanden, den die alten Sagen und Lieder preiſen.

Zweite Aventüre.

Von Siegfried dem Schnellen, wie er zu einem Helden erwuchs und von seinem Speerwurfe.

Nun hatte König Siegmund mit seiner Frauen, der schönen Siegelinde, einen jungen Sohn, der war stark und schön und hochgemuth. Auf dem Schooße seiner Mutter schon blickte er scharf und hell, wie ein junger Adler aus den blauen Augen und wer ihn sah, der mochte leicht erkennen, daß in ihm der Heldengeist seines Geschlechtes lebe, und daß sein Name einst mit Ruhm würde genannt werden. Weil er aber rasch, wie der Blitz in all seinem Thun war, so hießen sie ihn Siegfried, den Schnellen.

Von Kindheit an wurde er von den Helden an der Tafelrunde seines Vaters mit großem Ernste zu allem Heldenwerke angehalten; und dessen bedurfte es nicht, denn sein eigener Muth trieb ihn sich vom frühesten Morgen an in allen Waffen zu üben und jegliche harte Arbeit zu bestehen. Abends aber horchte er begierig auf, wenn die alten kampfergrauten Helden erzählten, was sie von gutem und bösem Geschicke auf ihren Fahrten in fremden Landen erfahren, oder wenn sie die großen Namen und Thaten der Vorzeit priesen, und ihn lehrten Sprüche, wie sie einem edlen hochgemuthen Helden geziemten. Aus allen seinen Reden blitzte von der frühsten Kindheit an sein rascher und kühner Muth hervor.

So war er einmal mit einem alten Meister des Gesanges und des Schwerterklanges, von zweyen jungen Knaben, seinen Spielgenossen, begleitet, hinaus in den Wald gegangen, dort junge Stämme für Speerstangen zu fällen. Gegen Abend setzte sich der Alte auf einen hohen Fels, von wo sie das Land allum mit seinen dunklen Waldungen, seinen grünen Fluren und goldenen Saatfeldern überblicken konnten. Nun nahm der Alte einen Knaben um den andern auf sein Knie, hielt ihn mit beyden Händen fest vor sich hin und blickte ihm also scharf und grimmig in die Augen, als wolle er ihn über den Fels hinabschleudern. Die beyden andern bebten vor seinem zornigen Blicke, wie vor einem Blitzstrahle zurück, Siegfried aber schaute ihn lachend mit weitgeöffneten Augen an, wie ein junger Falke, der sich zum ersten Male des Lichtes der Sonne freut. Der Alte setzte ihn freudig nieder und dachte bey sich, daß das Blut der alten Helden in seinen Adern fließe und daß er dereinst sein Auge auch nicht schließen würde, wenn die flammenden Schwerter dagegen gezückt würden.

Der eine von den Knaben sah darauf den Ziegen zu, die dort grasten, der andere blickte nach den Waldfrüchten; Siegfried aber spielte auf dem Knie des Alten mit dem Griff seines großen Schwertes, das er kaum zu heben vermochte. Da sprach einer von den Knaben, auf das

Woran ein Jeder hanget, das iſts was er begehrt,
Das Heldenkind verlanget nach einem Heldenſchwert

Land herabblickend: „Hätte ich nun etwas zu wünſchen, dann möchte ich, daß das ganze Thal des Rheines, von den hohen Bergen im Süden bis zur See im Nord, eine große Saatenflur wäre und überall ſtünden darauf meine Gehöfte und meine Fruchtkammern, daß kein König reicher wäre, als ich.“ „Und ich wollte, fuhr der zweyte fort, daß das ganze Thal da unten eine große Weide wäre und darauf gingen meine Heerden: Roße und Stiere und Kühe und Rinder, ſo viele, daß kein Menſch ſie vom Morgen bis zum Abend zählen könnte.“ Siegfried ſchwieg zu dieſer Rede ſtill, der Alte aber fragte ihn, was denn ſeines Herzens Begehren ſey, wenn er ſich etwas zu wünſchen habe. „Dann wünſchte ich mir ein gutes und ſcharfes Schwert, wie deines da, und ich wollte es hier oben auf dem Felſen als ein König ſchwingen und es ſollten die Feinde und die Rieſen und Drachen kommen, ich wollte ſie mit dem Schwerte treffen, daß keiner heimkehrte. Um mich her aber ſollten ſo viele gute Helden ſtehen, daß all eure Fruchtkammern und all eure Heerden nicht zureichten, wenn wir miteinander Mahl hielten. Und mit ihnen wollte ich ausziehen und alle Lande, ſoweit die Sonne auf und untergeht, von Ungethümen befreien.“ So ſprach Siegfried, der Alte aber lachte über ſeine Rede, und es ſchien ihm als habe der Knabe gut geſprochen.

Als er heimgekehrt war, da ließ es den jungen Königsſohn nicht ſchlafen, er mußte fort und fort ſinnen, wie auch er einmal ein ſo ruhmreicher Held werden möchte, gleich ſeinen Vätern, die ihre Krone in Ehren getragen, große Thaten vollbracht und dafür im Munde des Volkes vom Aufgange der Sonne bis zum Niedergange all umher geprieſen wurden.

Seine Waffenmeiſter hatten darum ihre Luſt an dem jungen Knaben, deſſen Aug ſo kühn, deſſen Arm ſo ſtark und deſſen Sinn ſo edel war. Keiner konnte wie er den Adler hoch aus der Luft ſchießen, oder ſo ſicher den aurennenden Bären mit dem Speere durchbohren und doch waren ihm Alle in herzlicher Liebe zugethan, weil er ſie nicht minder durch Großmuth und Milde, als durch die Stärke ſeines Armes übertraf. Warf er einen ſeiner jungen Genoſſen nieder, ſo ſtellte er ihn ſelbſt wieder auf die Füße und ſchenkte ihm, was ihn erfreute, ſo daß ihn keiner beneidete, weil keiner ſo freigebig war, wie er.

Alſo wuchs der junge Heldenſohn fröhlich auf und bald wußte er die Waffen beſſer zu führen als ſeine Meiſter; kein Thier lief in den Wäldern, mit dem er es nicht aufgenommen und kein Held trank aus dem Becher König Siegmunds, vor dem er im Kampfe zurückgetreten wäre, obſchon er von Jahren faſt noch ein Knabe war. Da geſchah es eines Abends, daß er mit ſeinen Spielgenoſſen vor der Burg des Vaters auf einer Wieſe an dem Ufer des Rheines ſich mit Ringen, Wettrennen, Speerwerfen und andern Waffenſpielen erluſtigte. Es war aber keiner unter allen, der ſeinen Speer ſo ſchnell geſchleudert hätte, daß Siegfried ihn nicht im Laufe aus der Luft aufgefangen und zurückgebracht hätte. Nur einer war unter ihnen, der ihm an Schnelle gleich zu kommen vermeinte. Zu dieſem ſprach er: „Höre lieber Geſelle, ich will meinen Speer in eine Eiche ſchleudern und ehe deine Hand den Speer in der Luft oder im Baume berührt hat, will ich mein großes

Trinkhorn hier austrinken auf dein Wohlseyn. Komme ich dir zuvor, so gehört dein Edelfalke mein, bist du aber der Erste, so hast du mein Trinkhorn gewonnen.

Alle, die dieß hörten, däuchte es thöricht gesprochen; denn das Trinkhorn war von Elfenbein, mit Gold und Silber reich geziert und alte Geschichten kunstreich darauf abgebildet. Zehn Edelfalken hätten seinen Werth nicht aufgewogen. Daraus, dachten sie, hat er nun sicher zum letztenmal getrunken. Die Eichen auf der Wiese hier sind ja nicht ferne und jener wird ihm den Speer schon zurückbringen, wenn er kaum sein Horn an die Lippen gesetzt hat.

Der junge Geselle dachte desgleichen und war mit Freuden zu dem Wettlaufe bereit. Da ließ Siegfried das Horn vollgießen und sie zur Rechten und Linken stehen und wohl aufmerken. Mit der einen Hand strich er sich die blonden Locken aus dem Gesichte, mit der andern schwang er wiegend den Speer, gegen die nahe Eiche auf der Wiese zielend. Neben ihm stand der Läufer und um ihn her bogen sich die jungen Genossen vorwärts und rückwärts, wie er mit dem Speere aushohlend hin und her fuhr, voll Begier, wie dieser Handel enden würde.

Nun hohlte Siegfried noch einmal mächtig aus, lächelnd aber drehte er sich im Wurfe auf der Zehenspitze um und pfeifend flog der Speer über den breiten Rhein in einen fernen Eichbaum am jenseitigen Ufer.

Der Wettrenner war schon eine Strecke gegen die Eichen auf der Wiese hingesprungen, er glaubte dem Speer vorangeeilt zu seyn, als er sich aber umwandte, da sah er, wie Alle lachend nach dem anderen Ufer und der fernen Eiche blickten. Lustig sprang er in die Fluthen und schwamm, des Wassers wohl kundig, pfeilgerade hinüber, wie der Speer geflogen.

Siegfried leerte lachend auf des Schwimmers Wohlseyn das reichgezierte Horn und hieß seine Gesellen das Gleiche thun. Sie tranken und sprachen: „Heil dir junger Siegfried, seit den Tagen der alten Helden ward in teutschen Landen kein besserer Wurf gethan und im Süd und Nord wird man noch lange seiner gedenken.

Bald darauf kehrte der Wettrenner von seiner nassen Bahn mit dem Speere zurück, nahm seinen Falken und reichte ihn Siegfried als Siegespreis dar. Siegfried hielt ihm das gefüllte Trinkhorn hin, sprechend: „Schwerlich gibt es den Rhein auf und ab einen Schwimmer, der es dir zuvorthäte, aber weil du des Wassers genug gekostet, darum labe dich nun aus dem Horne. Nachdem jener getrunken, setzte Siegfried den Falken sich auf den Arm, gab ihm spielend das goldene Band seines Hornes in den Schnabel, nahm ihm die Haube von den Augen und ließ ihn los. Der Falke stieg mit dem Horne an dem Bande gerade auf in die blauen Lüfte. Kreisend und beutespähend schwebte er mit ausgespannten, fast bewegungslosen Schwingen über der Königsburg. Da sprach Siegfried lächlend: „Rufe deinen Falken ab, sonst stößt er auf die weißen Tauben meiner Mutter dort auf dem Dache

und dann darf er ihr nicht mehr vor die Augen kommen.“ Der Gesell that, wie ihm geheißen und auf einen Pfiff fiel der Falke senkrecht herunter und setzte sich auf die Schultern seines alten Herren. Siegfried aber sprach: „Siehe, das treue Thier will mich nicht für seinen rechten Herren erkennen, es denkt, ich hätte die Wette mit List gewonnen, und darum hat es dir auch noch das Trinkhorn, als den Preis, der dir von Rechtswegen gebührt, mitgebracht. Sein Urtheil soll gelten, du magst es behalten und wenn du beym frohen Gelage daraus trinkst, dann sollst du und dein ganz Geschlecht zu allen künftigen Zeiten meiner und meines Wurfes gedenken.“

Also, sprach Siegfried, der Schnelle, und alle, die es hörten, freute seine Rede und sie sprachen unter einander: „Den Speer hat er wie ein Held geschleudert und gesprochen hat er, wie es einem Königssohne geziemet.“

Die Stelle aber, wo Siegfried den Wurf gethan, die können dir noch bis auf den heutigen Tag alle die an dem Rheine zeigen, welchen sie bekannt ist. Zu ihnen magst du gehen, wenn du sie zu sehen begehrest.

Dritte Aventüre.

Von Kaiser Otnit und Wolfdietrich und wie Siegfried Urlaub begehrte in die Welt zu ziehen.

Am Abend zogen alle singend in die Königsburg, wo sie sich in einer großen Halle zum Mahle setzten. Sie lagerten sich dann rings um das Feuer, der eine schnitzte sich Pfeile, der andere schliff sein Schwert oder putzte den Schild oder machte das Jagdzeug zurecht. Es wurde dazwischen mancherlei Ernstes und Kurzweiliges von Schlachten und Jagden und Festen gesprochen. Nur Siegfried saß schweigend an dem Feuer, spielte mit den Bränden und sah nachdenklich, wie träumend, in die Gluthen.

Schon war der Abend weit vorgerückt, als Einer ein Horn von der Wand nahm und darauf zu blasen begann, während ein alter Sänger ein Lied von Kaiser Otnit sang, das also lautete:

Von dannen muß ich reiten,
Sprach Kaiser Otnit stolz
Den Drachen zu bestreiten,
Im dunklen Tannenholz.

Umsonst schlang ihre Arme
Sidrat um seine Brust
Er ließ sie ihrem Harme
Und ritt zum Kampf voll Lust.

Er ritt ſo manche Stunde
Das wilde Thal entlang,
Aus ſeinem Heldenmunde
Manch kühnes Lied erklang.
In Schluchten und in Schlünden
Hat er geſucht die Braut,
Und konnte ſie nicht finden,
Deß zürnte ſtolz ſein Muth.
Da ſah er eine Wieſe,
In lichtem Sonnenſchein,
Ein Vogel ſang ſo ſüße
Der lud zur Ruh ihn ein.
Von einer Zauberlinde
Erklang es ſanft und hell
Und Lüfte wehten Linde
Bey einem kühlen Quell.

Da legt ins Roſenbette
Der Held ſich ohne Arg
Denkt nicht, daß ihm die Stätte,
Treulos den Feind verbarg.
Wohl zerrt der Hund die Locken
Wohl wieh'rt das treue Roß;
Er höret nicht den Docken,
Hört nicht den Kampfgenoß.
Er ſieht das Ungeheuer,
Im Traum ſchon hingeſtreckt;
Da naht es und ſein Feuer
Hat ihn zum Tod erweckt.
Noch greift in höchſten Nöthen
Er nach dem treuen Stahl,
Muß doch die Erde röthen
Der Drachen blutig Mahl.

Als der Sänger ſein Lied geendet, ſprach Siegfried, das iſt ein gar trauriges Lied, mir wird dabey weh zu Muthe, daß ein ſo kühner Held alſo elendiglich im Schlafe umkam. Singe ein fröhlicheres und ſag uns, ob denn keiner kam, der den edlen Kaiſer an dem giftigen Wurme rächte."

„Wohl iſt das Lied traurig, entgegnete der alte Krieger, aber ihr jungen Heldenkinder mögt daraus eine gute Lehre abnehmen, daß ihr euch nicht von den ſüßen Stimmen verlocken laßt und euch ſorglos in die Roſen zum Schlummer legt, wenn ihr zum Streite gegen den Feind ausziehet. Ja wohl ward Herr Otnit gerochen und das iſt ein fröhlicher Lied, das ich euch zum Nachtgruß ſingen will. Er fieng dann wieder an:

Wer hat das Schwert geſchwungen
Am Kühnſten in dem Streit?
Wer ward zu meiſt beſungen
In alter Heldenzeit?
Das iſt der ruhmgeſchmückte,
Wolfdietrich iſt's der Held,
Der Schlangen ſtark erdrückte
Und Löwen fieng im Feld.
Wohl Morgens in der Frühe,
Da rief der kühne Held:
Wohl auf! wohl auf! ich ziehe
Zum Kampfe in die Welt.
So rief er beym Erwachen,
Aufs Roß ſprang er zur Hand:

Die Rieſen und die Drachen
Erſchlug er rings im Land.
So ritt er in die Ferne
Durch Wald und grünen Klee,
Bis daß er kam gen Berne
Am blauen Gardaſee.
Dort blickt er auf zur Feſte,
Wo einſt mit frohem Muth
Des Kaiſer Otnits Gäſte
Getrunken Rebenblut.
Dort ſtieß der Unverzagte
Wohl in ſein Silberhorn
Und kummervoll er fragte
Und rief in hohem Zorn.

Sag an und gib mir Kunde,
Du Wächter auf dem Schloß,
Was heulen Otnits Hunde?
Was graset frey sein Roß?

Wie sind so still die Hallen,
Das Banner umgekehrt?
Ist Otnit denn gefallen,
Der Kaiser hochverehrt?

Da rief ihm von den Zinnen
Der Wächter traurig zu:
Nun reite du von hinnen
Und laß dem Kummer Ruh.

Es zog zur bösen Stunde
Zum Streit Herr Otnit aus,
Drum heulen seine Hunde,
Drum ist so still das Haus.

So gieb mir Alter Kunde
Eh ich von hinnen reit,
Wo klagt mit rosgem Munde
Sidrat ihr Herzeleid?

Sie einst von hundert Schönen
Ergötzet mit Gesang,
Von hundert Heldensöhnen
Geehrt mit Schwerterklang.

Da rief es von den Zinnen
So süß und schmerzlich mild:
O reite Held von hinnen,
Und laß mich Jammerbild.

Es wohnt der Gram hier innen,
Die Noth die hauset hier,
O reite Held von hinnen
Die Lust wohnt nicht bei mir.

Nur der sollt mich umfangen,
So sprach ich fort und fort,
Der an den gift'gen Schlangen,
Gerächet Otnits Mord.

Da keiner ihn wollt rächen,
Versagt ich meine Hand:
Da haben mir die Frechen
Genommen Gold und Land.

Drum reite du von hinnen,
Denn hin ist meine Pracht
Und weinen nur und spinnen
Muß ich so Tag als Nacht.

Nicht reite ich von hinnen,
Denn nicht um Gold und Land
Von Frauen zu gewinnen
Trägt Waffen meine Hand.

Die Riesen und die Drachen,
Die such ich auf zum Streit,
Den Armen und den Schwachen
Bin ich zum Schutz bereit.

Wo Angst und Schrecken weinet
Und froh der Stolze lacht,
Wo wild der Tod erscheinet
Auf blut'gem Feld der Schlacht:

Dort ists wohin ich dringe
Auf zügelfrankem Pferd,
Dort ists wo froh ich schwinge
Mein spiegelblankes Schwert.

O reit! O reit! von hinnen,
Zu schwach ist deine Hand,
Du wirst den Tod gewinnen,
Wo ihn der Kaiser fand.

So sprach die Jammersreiche
Verhüllte ihr Gesicht,
Den Held erkannt die Bleiche
Vor heißen Thränen nicht.

Da stieß auf ihre Taube
Ein Falk aus blauer Höh
Und schwang mit seinem Raube
Sich auf zum klaren See.

Der Held griff nach dem Spere
Und schwang ihn stark und hoch,
Daß leicht hinauf der schwere
Zum Falken pfeifend flog.

Die Taube kehrte wieder
Zur Herrin aus der Höh,
Der Falke ſtürzte nieder
Getroffen in den See.

Sie gab zum Dank vom Finger
Ein Ringlein ihm von Gold;
Da ſprach der Lanzenſchwinger:
O ſey mir immer hold.

So ſprach der Held und wandte
Sein kampfgeübtes Roß,
Das raſch von dannen rannte,
Als wärs des Sturms Genoß.

Es ſprangen ihm zur Seiten
Von Otnits Hunden zwey,
Die wollten ihn geleiten
Zu ihrem Herren treu.

Da giengs mit lautem Schalle
Die Thäler ab und auf,
Bis bey der Drachenhalle
Gehemmet ward ihr Lauf.

Doch horchet, wie es brüllet,
Und ſprüht und brennt und braußt,
Wie rings in Dampf gehüllet
Die Zauberlinde ſaußt.

Ein Leu bekämpft mit Grimme
Des böſen Wurmes Wuth;
Des Löwen iſt die Stimme,
Des Wurmes iſt die Gluth.

Der Löwe beißt im Sprunge
Mit ſcharfem weißem Zahn;
Es ſchleicht mit rother Zunge
Auf ihn der Wurm heran.

Nun auf mein guter Leue
Zerreiß das Teufels Bild,
Ich helf dir auch in Treue,
Ich führ dich ja im Schild.

Der Held rannt auf den Drachen
Mit ſeinem Speer ſo frei,
Der brach mit lautem Krachen
Wie ſchwaches Rohr entzwei.

Der Held ſchlug nach dem Drachen
Mit ſeinem Schwert ſo gut,
Das ſchmolz im Feuerrachen
Wie Blei in heißer Gluth.

Nun aber hebt ein Springen
Der Löwe an im Feld,
Es hebet an ein Ringen
Der wunderkühne Held.

Sie ſpringen und ſie ringen
Und laufen hin und her,
Bis rothe Ströme dringen
Aus Wunden tief und ſchwer.

Jetzt faßt des Drachen Tatze
Des Helden goldnen Schild,
Da ſpringt mit einem Satze
Auf ihn der Löwe wild.

Der Drache aber windet
Den Leu in ſeinen Schweif,
Daß alle Kraft ihm ſchwindet
Im enggeſchlungnen Reif.

Und müder wird und müder
Der Held Wolfdieterich,
Der Drache ſchlägt ihn nieder
Mit heißem Flammenſtich.

Und läuft den Held im Rachen,
Im Schweif den treuen Leu
Zu ſeinen jungen Drachen
Mit wildem Siegsgeſchrei.

Doch müd ſind ſeine Glieder
Und bey dem Felſenneſt,
Dort ſinkt der Alte nieder
Und ſchläft zur Stelle feſt.

Und ſchnuppernd kömmt gekrochen
Zum Leu die junge Brut,
Zerbrechen ihm die Knochen
Und ſaugen dann ſein Blut.

Und wie der Leu verſchlungen
Beleckt ſie zumal
Mit ſcharfen ſpitzen Zungen
Des Helden Kleid von Stahl.

Doch wie sie auch belecken
Des Müden Arm und Bein
Und weit die Zungen recken
Sie können nicht hinein.

Deß wurden sie gar grimme
Und warfen ihn im Scherz
Herum so ungestümme,
Daß ihm schier brach das Herz.

Sie warfen ihn mit Schalle
Einander zu im Spiel,
Bis daß die Müden alle
Ein fester Schlaf befiel.

So lang die Sterne schienen
Am stillen Himmelszelt,
So lange schlief bey ihnen
Der wundenmüde Held.

Doch als die Sonne lachte,
Da wars ihr erster Strahl,
Von dem der Held erwachte
Im wilden Drachenthal.

Zur Stelle wollt er reichen
Nach seinem Schwert und Speer,
Doch Drachen nur und Leichen
Erblickt er rings umher.

Und wie er bald zur Linken
Und bald zur Rechten schaut,
Da sieht ein Schwert er blinken,
Das tiefe Wunden haut.

Das Schwert, das einst getragen,
Des kühnen Otnits Muth,
Das einzig kann erschlagen
Die giftge Teufelsbrut.

Er hob es auf und lachte
Und schwang es kühn und hoch,
Daß eh der Wurm erwachte,
Sein Haupt vom Rumpfe flog.

Dann stieß er es den Jungen
In ihre giftge Brust
Und schnitt heraus die Zungen
Und sprach in froher Lust:

Jetzt kann getrost ich kehren,
Empfangen Sidrats Hand;
Denn Otnit schläft in Ehren
Und frei ist rings das Land.

Als das Lied geendet, war es gegen Mitternacht, der Alte legte sich nieder zur Ruhe und die Uebrigen folgten ihm. Nur Siegfried blieb allein bey dem Feuer, bald saß er still und regungslos und lauernd da, wie einer, der seinen Feind in einem Verstecke erwartet, dann hob er plötzlich den Feuerbrand hoch auf und schlug damit gewaltig in die Gluthen, als wolle er einen Drachen erschlagen, und ringsum stoben die Funken hoch auf in der Halle.

So hatte er eine Weile in tiefen Gedanken gesessen, als sein Blick auf die Wand fiel, wo die Thaten seiner Vorfahren, der alten Könige und Helden, von edlen Frauen in Teppichen kunstreich gewirkt zu schauen waren, wie sie mit den Riesen und Drachen kämpften. Ueber den Bildern hiengen ihre siegreichen Schwerter und die Waffen, die sie erbeutet und die Zungen und Zähne der Ungeheuer, die sie erlegt.

Ihm war aber, als dürfe er nicht wagen, zu den alten ehrwürdigen Helden hinaufzuschauen, dieweil er so müßig daheim sitze und noch keine That verrichtet, die des Gedenkens würdig sey. Und wie er so von der Seite hinaufblickte, da schien ihm, als würden die verblichenen Bilder lebendig und sie sähen verächtlich und hohnlachend auf ihn

herab und es bedünkte ihn, als höre er eine Stimme also sprechen: „Sitze nur Siegfried bey dem Feuer, wie die Mägdlein und wärme dich dabey all die Tage deines Lebens, das iſt dein Platz, aber nicht dort draußen, wo die Männer das Schwert führen.“

Da wurde er zornig, hell blitzte ſein Aug, er ſprang auf mit dem Feuerbrande und wollte ihn gegen das Bild ſchleudern. Dann ließ er den Arm wieder ſinken und ſprach: „wärſt du jetzt lebendig und hätteſt ſo ſchimpflich zu mir geredet, ſo möchte es dir wenig nützen, alter Graubart! daß du mein Ahn biſt, ich wollte dir zeigen, daß ich wie ein Mann zu kämpfen weiß. Doch, was bin ich für ein Thor, daß ich mich hier mit den alten Bildern an der Wand herumzanke, ich will in die Welt hinaus zur Stunde und mich im Kampfe verſuchen und Ehre gewinnen, wie meine Väter, die Könige und Helden.

Er gieng und nahm ſein beſtes Schwert und gürtete es ſich zur Seite. Einen großen alten Schild, der über den Bildern hieng, band er um den Hals, dann hieng er eine reiche Armbruſt über und ein Horn, das der alte Wolfdietrich geführt; in die Hand nahm er einen guten Speer und warf über die Schultern das Fell eines Bären, den er ſelbſt, ohne Waffen, mit bloßer Hand niedergerungen.

Alſo gerüſtet trat er in das Gemach, wo ſein Vater und ſeine Mutter ſchliefen und ſtellte ſich vor ihr Lager. Sie fragen ihn, was er ſo frühe da mache und ob er auf die Jagd ziehen wolle. „Ja wohl will ich auf die Jagd ziehen, erwiederte Siegfried, das Wild aber, dem ich nachjage iſt Heldenruhm und Kampfesehre; und darum bin ich gekommen mir Urlaub von Euch zu erbitten. Denn länger kann ichs nicht ertragen, hier alſo ruhig zu ſitzen, einen Tag wie den andern, gleich einem kranken Falken, der ſich mit ſeinem gebrochenen Fittich nicht aus dem Neſte traut. In die Welt will ich ziehen, den Glanz unſeres Geſchlechtes zu mehren, wie du und unſere Vorfahren, die Helden und Könige, ſeit undenklichen Zeiten in den Tagen ihrer Jugend gethan.“

Dem Vater war die kühne Rede beydes lieb und leid und er lachte innerlich, des Muthes ſeines Sohnes ſich freuend, die Mutter aber fieng an bitterlich zu weinen um ihr liebes Kind, der Gefahren gedenkend, die ſeine Kühnheit aufſuchen würde. „Du biſt noch all zu jung,“ begann darauf der Vater, „weile noch hier bey uns, bis du ſtärker geworden und dann will ich dir Streitgenoſſen geben, die dich auf deiner Heldenfahrt geleiten ſollen.“

„Das wäre mein Tod,“ entgegnete Siegfried, „länger hier zu weilen; Tag und Nacht habe ich keine Ruhe und treibt es mich von hinnen. Wo ich hinblicke, da ſcheint mir Alles meiner trägen Ruhe zu ſpotten. So welket meine Kraft dahin; denn immer muß ich denken, wenn die Sänger der Zukunft von meinen Ahnen und von dir ſingen und eure Thaten preiſen, dann werden ſie meiner nicht gedenken und verächtlich ſprechen: „Wohl hatte König Siegmund einen Sohn, ſtark und hochgebaut wie ſeine Väter, aber ſein Name iſt verſchollen im Dunkel der Nacht, denn er hat keine Thaten verrichtet, die ſein Gedächt-

Der Jüngling zieht von hinnen, ihn treibt der Heldengeist
Der Ehre ihm gewinnen im Heldenkampfe heißt.

niß verherrlicht hätten; sein Sinn stand einzig darauf Rehe und Hirsche im Walde zu jagen, in den Kampf aber hat er sich nicht hinausgetraut. So muß ich fort und fort denken und das durchschneidet mir das Herz mehr, als das schärfste Schwert des Feindes es thun könnte. Ehe ich daher ruhmlos mich hier verzehre und dahinsterbe, wie eine junge Eiche, die sich nicht in die freien Lüfte ausbreiten kann, laßt mich ziehen, vielleicht daß ich dann als ein frohlicher Sieger wiederkehre oder einen ruhmvollen Tod finde.“

Als der Vater Siegfrieds festen Sinn erkannte, da willigte er ein und reichte ihm zum Abschied die Hand sprechend: „So ziehe denn hin mein Sohn! und zeige dich deiner Väter, der Heldenkönige würdig; sey bedachtsam im Rath und rasch in der That; stark sey dein Arm und mild dein Sinn, gleich der guten Klinge, die scharf und biegsam ist. Hüte dich vor Uebermuth im Glücke, denn er ist der Vater des Verderbens und schäme dich der Feigheit im Unglück, denn sie ist die Mutter ehrlosen Unterganges. Weiche dem Handdruck und der Rede der Arglistigen und Nichtswürdigen aus; denn auch der Hauch giftiger Blumen ist tödtlich. Traue nicht, mein Sohn! dem falschen Lächeln der Bösen, denn es gleicht dem grünen Moorgrunde beym Sonnenschein. Halte dich ehrenhaft im Kampfe, getreu in deinem Worte, fest in der Freundschaft und fleckenlos im Leben; denn es schwindet dahin und wenn dich dereinst der Tod trifft, dann nimmt er dir Schwert und Schild, Helm und Speer; aber deine Thaten folgen dir nach und für sie wirst du Ruhm oder Schmach, Lohn oder Strafe von dem allmächtigen Vater erlangen, der dich auf deinen Wegen geleiten möge.“

Siegfried dankte hierauf dem Vater für seine heilsamen Lehren und versprach ihm, sie wohl im Herzen zu bewahren, wie sein bestes Kleinod. Dann küßten ihn die Eltern noch einmal und raschen Schrittes eilte er durch die Halle hinaus nach dem grünen Walde, über dem der Morgen in lichtem Glanze herauf stieg.

Vierte Aventüre.

Wie Siegfried der Schnelle durch die Wildniſs zog und was ihm da begegnete.

Siegfried verließ ganz allein die väterliche Burg, seine Gesellen alle schliefen noch, nur seine beyden treuen Hunde folgten ihm nach. Er nahm seine Straße den Rheinstrom aufwärts, immer gen Mittag, über grüne Heiden, durch dunkle Wälder und finstere

Schluchten. Vor ihm her aber sprangen lustig die Hunde und trieben das Raubgethier auf und hetzten es vor seinen Speer. Mancher giftigen Schlange schlug er den Kopf herunter und hieng sie an den Bäumen auf, manchen wilden Raubvogel nagelte er mit dem Pfeil hoch an die Felsen fest, daß man wohl daran erkennen konnte, welche Straße der Held gezogen sey.

Einmal raunte er dahin, wie der Sturmwind, der über die waldigen Höhen brauset; dann gieng er wieder stät und bließ auf seinem Horn in das Gebell der Hunde oder er sang ein altes Heldenlied, oder eine fröhliche Jagdweise, daß rings die Felswände davon wiederhallten. Das klare Wasser der kühlen Waldbäche war sein Trank, das Gewild und die Waldfrüchte seine Speise. Des Nachts schlief er unter den alten Eichen auf seinem Schilde, das nackte Schwert zur Seite. Zu seinen Füßen lagen die treuen Hunde, die ihn weckten, wenn ein Raubthier nahte und aufsprangen, wenn der Tag zu grauen begann.

So war er schon eine gute Strecke frohen Muthes dahingeschritten; aber immer war ihm noch kein Riese begegnet und hatte er keinen Drachen, wonach er so sehr verlangte, aufspüren können. Da wurde er ganz übel gemuthet und er sprach so vor sich hin: meine Väter, die alten Helden, haben mir doch eine recht armselige Jagd gelassen, das Hochwild haben sie selbst erschlagen und da mögen sie leicht meiner auf den alten Bildern spotten. Ich fürchte wahrlich, daß wenig Heldenwerk mehr für mich übrig ist. So sprechend ließ er an den Raubthieren und Schlangen seinen Unmuth aus und schritt immer rascher und ungeduldiger vorwärts, dahin wo ihn die Gegend am schauerlichsten und wildesten bedünkte und wo die Bäume in dem Urwalde am dichtesten und höchsten standen, daß man, wie in finsterer Nacht, kaum den Himmel erblickte. Unten auf dem Boden aber drängte sich das Gewurzel an einander und verschlang sich wunderseltsam, bald mußte er darüber hinwegspringen, bald schritt er darunter hindurch.

Eines Morgens, als er so recht ungeduldig vorwärts eilte, kam er zu einer Stelle, wo die Bäume lichter wurden. An ihrem Saume fand er ein lachendes Wiesenthal, das mit hohem Grase und bunten Blumen längst einem klaren Waldbache dahinlief. Da hörte er plötzlich einen lauten Schall, als ob ein Reiter durch das Holz herangesprengt käme; die Aeste der Bäume bogen sich rauschend zurück und er gewahrte einen schneeweißen Hirsch von ungewöhnlicher Größe. An seiner Brust hiengen ihm die Haare vor Alter, gleich einem Barte, tief herunter und sein Geweih lief in vielen Enden so weit auseinander, daß die Arme eines Mannes von der einen Spitze bis zur andern es nicht umspannen konnten. Worüber er sich aber am meisten wunderte, war, daß der Hirsch eine leuchtende Goldkrone auf dem Haupte trug, mit der er stolz, wie ein Königs des Waldes, einherschritt.

Das Thier mochte mit seiner goldnen Krone an der einsamen Stätte viele Jahre geweidet haben, ohne das Angesicht eines Menschen zu sehen, denn es blieb ruhig in klei-

Der Hirsch mit goldner Krone an Schnelle doch nicht gleicht
Dem Siegmundssohne der schneller ihn erreicht.

ner Entfernung ſtehen und blickte ihn, wie verwundert, mit großen Augen an. Siegfried wollte nun erfahren, welche Bewandtniß es mit dieſer Krone habe, er rief darum ſeine Hunde hinter ſich, um das Thier lebendig zu fangen. Als er aber darauf zu gieng, ſprang der Hirſch in hohen Sätzen von dannen und er hinter ihm her, das Thal entklang, Berg auf Berg ab, durch Wieſen und Haiden, über Bäche und Felſen, und jedesmal, wenn er es eben zu faſſen vermeinte, entkam es ihm durch einen neuen Sprung. Alſo liefen ſie fort und die Hunde hinten her, bis das müde Thier an den Rand einer überhängenden Felswand kam. Viele hundert Klafter tief darunter lag ein unergründlicher Waldſee. Eben hatte der Hirſch von dem Steine abgeſetzt und war gerade im Sprunge ſich hinabzuſtürzen, als Siegfried ihn mit der Rechten bey ſeiner Goldkrone faßte und den linken Fuß auf ſeinen Rücken ſtemmend, ihn raſch zurückriß.

Nun erkannte er, daß es derſelbe Hirſch war, von dem ihm oftmals erzählt worden, wie ihn ſein Großvater, als ein junges Thierlein gefangen und ihm die goldene Krone zum Gedächtniß mit einem ſilbernen Bande hatte auf den Kopf anſchmieden laſſen. Siegfried brach ſich zum Andenken eine Spitze aus der Krone heraus und ließ das erſchrockene Thier wieder laufen. Er zog dann wieder vorwärts durch die ungeheure Wildniß, einen Tag um den andern, wie ein Löwe, der nach Beute ſucht.

Da traf es ſich eines Abends, daß er einem Bären in ein tiefes Felsthal nachrannte. Steil und ſchwarz und vielgeſpalten ragten die Wände rechts und links über, unten brauſte durch einen engen Spalt hervorſtürzend weißſchäumend ein Waldbach. Schon war der Vollmond aufgegangen und warf nur hie und da einen hellen Strahl in die finſtere Schlucht. Die zerriſſenen Felſen aber mit ihren Ecken und Zacken in tauſend Geſtalten, halb beleuchtet halb im Schatten, ſahen ſo wunderlich aus, daß er anfänglich meinte es wären lauter Rieſen und Drachen und finſtere Nachtgeſtalten, wovon ihm die alten Sänger ſo oft geſungen. Jetzt vernahm er zwiſchen dem Rauſchen des Baches in weiter Ferne dumpfe Schläge, wie wenn zwey ſtarke Felſen aufeinander geſchlagen würden. Stracks rannte er darauf zu, ſie klangen immer vernehmlicher und endlich ganz nahe. Es ſchien ihm aber als kämen ſie aus dem Inneren des Berges, darum legte er das Ohr an die Felswand und da war es ihm, als höre er einzelne rauhe Stimmen unverſtändlich mit einander ſprechen, worüber er ſehr erſtaunte, weil er nirgend einen Eingang ſah. Er ſchritt alſo wieder vorwärts, als plötzlich das Thal eine Biegung machte und er vor einer hohen Mauer aus Felsblöcken ſtand, einzelne Lichtſtrahlen ſchimmerten durch die Spalten, und ſchwarzer Rauch ſtrömte daraus hervor; ſonſt war die Mauer ganz mit Waldpflanzen überrankt. Unten lagen ungeheure Baumſtämme. Mächtige Hammerſchläge erklangen aus dem Inneren von einem dumpfen Geſange begleitet. Selbſt das Rauſchen des nahen Waſſerfalles wurde von dieſem unterirdiſchen Geſange übertönt, der dem Winde glich, wenn er bey nächtlichter

Stille gefangen in den Felsschluchten heult und dann plötzlich mit lautem Gebrüll über die Meeresfluthen dahinbraust und sie hoch aufthürmt. Als Siegfried so eine Weile zugehorcht hatte, stieg er die Felsen hinan, um zu sehen, wer dort hause.

Durch einen weiten Spalt sah er in eine tiefe hochgewölbte Höhle. Eine dunkelrothe Gluth brannte im tiefsten Grunde auf der Eße und Männer von wildem finsterem Anblick hoben mit großen Zangen weißglühendes Eisen aus dem Feuer über einen Amboß und schlugen mit schweren Hämmern darauf los. Durch einen hohlen Baumstamm pfiff der Wind in die Gluth, durch einen andern strömte das Wasser in einen Felskessel. Die dunkelrothe Gluth spiegelte sich seltsam in dem bewegten krystallhellen Wasser und auf den rußigen finstern Gesichtern der Schmiede. An den Wänden hiengen große Schwerter, alte und neue von mancherlei Gestalt und daneben reich verzierte Schilde. In den einen spiegelte sich das rothlodernde Feuer, in den anderen der stille silberne Mond, und sie hiengen da und glänzten wie große Lampen. Dazwischen sprühte ein Feuerregen von Funken durch die ganze Höhle, daß die schwarzen Männer, wie böse Geister, mitten in den Gluthen zu stehen schienen. Sie waren groß, aber mehr breit als hoch, und von Gestalt ungeschlacht, ihr Gesicht schwarz wie die Wand und daraus funkelten ihre Augen unter den borstigen Augenbrauen hervor, wie die rothe Gluth in der Eße. Steif und struppig, wie das Gewurzel der Eichen, hiengen die rabenschwarzen Haare herunter. Sie sprachen kein Wort untereinander, nur wenn sie das Eisen in die Gluth legten und das Feuer anschürrten, blinzelten sie einander grinzend an und sangen dazu:

Frisch ihr rothen Feuersflammen!
Springt aufs harte Eisen ein,
Leckt und nagt und beißts zusammen
Haut mit scharfem Zahne drein.

Der Stahl im Heldenherz
Ist Riesen Lust und Scherz;
Der Held wird leichenweiß,
Das Schwert wird dunkelroth;
Das Schwert wird brennend heiß
Und kalt der Held im Tod.

Ganz nahe unter Siegfried saß einer von den Männern und hatte an einer eisernen Stange einen Ochsen über einem Feuer, und jedesmal wenn er die Stange herumdrehte, riß er einen Fetzen los und warf ihn in den weiten Mund, um zu kosten, ob das Fleisch bald gar sey, und gleich hatte er ihn verschlungen, wie ein gieriger Wolf. Es dauerte nicht lange, so nahm er den Ochsen vom Feuer, legte ihn auf einen runden eisernen Tisch und hieb mit einer Axt so viele Stücke herunter, als Männer in der Höhle waren. Jedes Stück legte er besonders und ein Felsblock stand daneben zum Sitz. Hierauf zündete er

ſich ein brennendes Kienſcheit an und gieng in einen andern Theil der Höhle, dort ſteckte er das Scheit in die Wand und goß das Getränk aus großen Fäßern in eiſerne Krüge.

Siegfried ſah dem allem wohl zu und dachte bey ſich: die Gaſtfreundlichkeit dieſer Männer ſcheint mir klein zu ſeyn, um ſo größer aber ihr Hunger, denn ſie haben entſetzlich weite Mäuler, für mich iſt es immer das Sicherſte, ich nehme mir mein Stück zum voraus und dann mögen ſie es unter ſich ausmachen. Damit langte er mit dem Speer hinab auf die Tafel und ſpießte ſich das Stück, was ihm zunächſt lag.

Dieweil der Schwarze ſich bey den Fäßern gütlich that, hatte Siegfried mit ſeinen Hunden den Braten längſt verzehrt, ehe jener zurückkehrte. Wie nun Alles bereit war, nahm der Schmied einen Hammer zur Hand und ſchlug dreimal damit auf einen Schild und ſogleich rannten alle Schmiede herzu, jeder auf ſeinen Felsblock und hatte ſein Stück zwiſchen den Zähnen. Da ſchrie einer von ihnen: „Sprich Eckhart! alter Vielfraß! wo haſt du denn mein Fleiſch?“ Eckhart ſah ſich rechts und links um, und da er es nirgends gewahrte, ſprach er brummend: „Wenn ihr das Fleiſch mir wegſtiehlt, während ich den Trunk zurecht mache, ſo könnt ihr ſelbſt zuſehen, wo es hingekommen iſt.“ „Das wirſt du,“ erwiederte der Hungrige zornig, „wohl am beſten wiſſen, wo es hingekommen iſt und es wäre nicht das erſte Mal, daß du das Fleiſch dir zugetheilt, uns aber die Knochen vorgeſetzt haſt und wenn du nicht mehr weißt, wo es iſt, ſo will ich mit meinem Hammer ſo lange auf deinen alten Diebsſchädel loshämmern, bis es dir wieder einfällt;“ damit ſprang er auf Eckhart los, ein anderer aber hielt ihn zurück und es erhob ſich unter den Schmieden ein gewaltiger Zank. Ein Theil ſchrie, Eckhart habe den Braten geſtohlen, die Andern aber meinten, es müße ſich einer vom Amboß weggeſchlichen haben, dieweil Eckhart hoch und theuer ſchwur, er habe nichts davon angerührt. Sie wurden immer grimmiger und wollten eben anfangen auf einander loszuhämmern, als Siegfried ihnen zurief einzuhalten. Der Lärm war aber ſo groß, daß ſie auf ſeine Stimme ſo wenig merkten, als auf den Mond, der ſtill in ihr Toben hineinſchien.

Da ſetzte Siegfried, der junge Held, ſein Horn an den Mund und ſtieß hinein mit aller Macht und es gab ſo lauten Schall, daß die ganze Höhle davon erdröhnte und die Schilde an den Wänden klirrend zuſammenfuhren. Alle waren ſtill, wie vom Blitz gerührt, Siegfried aber ſprach zu ihnen: „Hört ihr ungefügen Geſellen, ich will euch nur ſagen, daß ihr euch ganz thöricht da herumzankt, denn den Braten habe ich gegeſſen und es iſt nun meine Bitte, daß ihr mich beherbergen wollt, wie es einem Gaſte geziemt.“

Ueber eine ſo kühne Rede waren die Schmiede noch mehr, als über den Schall des Hornes erſtaunt, bald aber wurden ſie über die Maßen grimmig und jeder warf gegen Siegfried hinauf, was ihm zur Hand lag. Der aber riß hurtig einen Felsblock aus der Mauer und ſchleuderte ihn auf die eiſerne Tafel, daß ſie mitten entzwey ſprang, ſprechend: „Hebe keiner mehr eine Hand auf oder ihr müßt alle ſterben, iſt euer Schädel nicht härter

als Eisen. Der Meister gebot jetzt den Gesellen vom Streite abzulassen, dieweil er meinte es stünde da oben ein mächtiger Riese, der im Zorn ihm die ganze Höhle über den Kopf werfen möchte. Darum befahl er einem von den Schmieden den Fremden einzulassen.

Der Gesell nahm einen Hammer, schob den Felsen vor dem Eingang hinweg und rief, da er Siegfried sah: „Ich meinte einen Riesen zu sehen und finde da einen Zwerg, bist du der Frosch, der so laut gequackt hat? Was ist denn dein Gewerb und dein Name und wo kömmst du her?“ Siegfried erwiederte ihm stolz: „Nun hast du mir drey Fragen auf einmal gethan, die vierte aber hast du vergessen, ob es mir gefällt, dir auf eine zu antworten. Wenn dich aber ein Besserer, als du bist darüber fragt, dann sage ihm, daß es mein Gewerb ist ein scharfes Schwert zu führen, das übermüthige Gesellen, wie du mir einer zu seyn scheinst, zum schweigen bringen kann; einen Namen aber habe ich nicht und bin ausgezogen mir einen zu gewinnen; zu meines Vaters Haus jedoch, wenn du das wissen willst, können die wilden Thiere dich weisen, die ich an den Bäumen aufgehangen habe.“

„Eia, du stößt ja wieder gewaltig in dein Horn, entgegnete der Schmied, da möchte ich doch versuchen, ob dein Schwert besser ist, als mein Hammer. Dies sprechend, schwang der Schwarze seinen Hammer und schlug von oben herunter auf Siegfried und Siegfried schlug von unten herauf gegen den Hammer, und sein Schwert zerschnitt den Schaft, daß der Kopf des Hammers zur Erde flog. Der Geselle rannte nun eilig in die Höhle und Siegfried ihm nach mit den Hunden. Da stürzte Eckhart ergrimmt dem unverzagten Helden entgegen und schlug mit einer Zange ihm nach dem Gesichte, ehe er aber den Streich gethan, faßte Siegfried mit der Linken ihn bey dem struppigen Haare und warf ihn in einem Rucke nieder. Jetzt stürzten Alle herbey über Siegfried, um dem Eckhart zu helfen, der Held aber ließ die Haare nicht los und rannte mit ihm durch die Höhle hin und her, die Gesellen hintendrein. Das Schwert aber, das er mit der Rechten blitzend im Kreise schwang, ließ sie nicht herankommen und seine Hunde sprangen ihnen bellend an die Kehle und rißen sie nieder. Der ganze Berg erbebte von dem Schalle und es war, als halte das wilde Heer in der Höhle einen Hochzeitstanz, bis endlich der Meister seinen Gesellen Ruhe gebot und sich dann zornig an Siegfried wandte: „Höre, du bist ein schlimmer Gast, zuerst bestiehlst du unser Mahl und dann ziehst du dein Schwert gegen einen meiner Gesellen.“ Stolz erwiederte ihm Siegfried: „Wahrlich das gereicht euch zur geringen Ehre, daß ihr bey einem Gaste so viel Lärm um ein Ochsenbein macht, ihr dürft mich ins Feuer werfen und zu Asche verbrennen, wenn ich euch nicht Morgen in der Frühe einen ganzen Auerochsen dafür bringe. Wenn du mich aber das Waffenschmieden lehren willst, dann will ich dir ordentlich dienen und an Wild soll es eurem Bratspieß auch nicht fehlen.“ Das schien dem Meister besser zugefallen, er hieß ihn willkommen und sie setzten sich zusammen und waren guter Dinge, als wenn nichts geschehen wäre.

Fünfte Aventüre.

Mimer erzählt die Abentheuer Wieland's, des beſten aller Waffenſchmiede.

Siegfried ſaß guten Muthes bey den Geſellen, ſchaute ſie trutzig an und hatte für jede Frage eine Antwort, als ob er unter ihnen in der rußigen Höhle aufgewachſen wäre. Mimer glaubte an ihm einen guten Geſellen gewonnen zu haben und ſagte ihm, wenn er bey ihm gut thun werde, dann wolle er ihn zu einem ſo geſchickten Schmieden machen, wie Wieland, der beſte aller Waffenſchmiede. Siegfried fragte ihn, wer denn dieſer Wieland ſey und was er alles geſchmiedet habe. Mimer entgegnete ihm mißmuthig: „Du ſcheinſt mir auch noch nicht lange aus deinem Neſt gekrochen zu ſeyn, daß du von Wieland nichts weißt, von dem hat ja jeder gehört, der nur wenig gehört hat. Es iſt aber das eine lange und wunderbare Geſchichte und dazu iſt heute keine Zeit mehr; denn Wieland hat ſo manches künſtliche Geſchmeide geſchmiedet, daß ein anderer es kaum zu ſagen vermag.

Siegfried bat ihn noch einmal mit großem Ernſte und verſprach ihm den fetteſten Auerochſen zu bringen, der weit und breit in den Wäldern herumlaufe. „Nun wohlan denn,“ erwiederte Mimer, „wenn du aber nicht Wort hältſt, dann ſchmiede ich dich mit eigener Hand an den höchſten Felſen an und du ſollſt nicht eher davon loskommen, bis dich die Adler und Geier in Stücken davon tragen. Siegfried lachte über dieſe Drohung und Mimer fieng darauf alſo zu erzählen an:

Wieland, der berühmteſte aller Waffenſchmiede, ſtammte aus Seeland, ſein Vater hieß Wade und der war aus dem Geſchlechte der Rieſen. Nun wurde demſelben einſt geſagt, wie zwey Zwerge in einem hohlen Berge wohnten, die verſtünden alles, was das Herz ſich nur wünſchen könnte, aus Eiſen und Gold und Silber gar künſtlich zu ſchmieden und das beſſer, wie irgend ein anderer.

Alſo nahm Wade, der alte Rieſe, ſeinen Sohn Wieland und gieng mit ihm von dannen, die Zwerglein in dem Berge zu ſuchen. Auf dem Wege kamen ſie an einen Sund, und es war da weit und breit kein Schiff und kein Fährmann zu ſehen, ſo lange ſie auch warteten. Da gieng dem alten Wade die Geduld aus, er ſetzte den jungen Wieland auf ſeine Achſel und trug ihn hinüber. Der Sund war neun Ellen tief und doch netzte das Waſſer kaum den Saum ſeines Gürtels.

So kamen ſie glücklich zu den klugen Zwergen, der Alte gab ihnen ſeinen Sohn

in die Lehre und ſie wurden unter einander eins, daß er ihnen für zwölf Monate eine Marke Goldes geben ſollte. Beym Scheiden ſagte er zu ſeinem Sohne, daß er ja fleißig aufmerken möge und zog dann wieder heim. Nach Ablauf der zwölf Monate aber kam er wieder und da hatte Wieland den Zwergen ſo gut gedient und war in Allem ſo geſchickt geworden, daß ſie ihn nicht wollten ziehen laſſen. Sie baten den Rieſen, er möge den Knaben noch zwölf andere Monate da laſſen, dann wollten ſie ihm ſeine Marke Goldes zurückgeben und den Wieland noch einmal ſo viel Künſte lehren. Dem Wade dünkte das ein guter Handel und er ſchlug ein. Hinterher aber gereute es die wankelmüthigen Zwerge, daß ſie ſeinen Dienſt ſo theuer erkauft hätten und ſie verlangten darum, wenn Wade nicht an dem beſtimmten Tage zurückkehrte, daß es ihnen dann freiſtände, dem Wieland den Kopf herunter zu ſchlagen. Auch hiermit war Wade zufrieden. Beym Abſchied aber hieß er ſeinen Sohn eine Strecke Weges ihn begleiten. Wie ſie nun vor den Berg kamen, ſtieß Wade ſein Schwert in einen Sumpf unter Reiſigt und ſprach: „Wenn ich nun nicht an dem beſtimmten Tage komme und die Zwerge dir aus Leben wollen, dann nimm dieſes Schwert, und wehre dich wie ein Mann; denn das iſt beſſer, als daß du von zwey ſo kleinen Wichten elendiglich ermordet wirſt. Doch kann ich nicht anders denken, als daß ich an dem beſtimmten Tage komme.“ Damit ſchieden Vater und Sohn von einander und ſahen ſich nie wieder.

Wieland lernte alle noch übrigen Künſte der Zwerge; ſie waren darüber ſehr mißgünſtig, tröſteten ſich aber damit, daß ihm dieſe Geſchicklichkeit von keinem großen Nutzen ſeyn ſollte, weil ihnen ſein Haupt zum Pfande ſtand.

Als die zwölf Monate nun bald um waren, da wollte der alte Rieſe lieber früher als ſpäter nach ſeinem Sohne gehen; denn der Weg war lang und er fürchtete ſich die beſtimmte Zeit zu verſäumen. Alſo machte er ſich auf und gieng Tag und Nacht großen und ſchnellen Schrittes in einem fort, bis er zu dem hohlen Berge kam; und das geſchah noch drey Tage früher, als verabredet war. Er fand aber den Berg verſchloſſen und legte ſich nieder, um abzuwarten, bis er aufgethan würde. Dieweil er aber den weiten Weg ohne auszuruhen mehr gerannt als gegangen war, ſo fühlte er ſich über die Maßen müde, ſetzte ſich auf einen Fels und verſank ſogleich in einen tiefen Schlaf. Während er ſo auf dem harten Felſen lag und ſchnarchte, daß die Aeſte der Bäume zitterten, wurde der Himmel immer finſterer, ein ſtarker Wolkenbruch ſtürzte herab, ein Erdbeben erſchütterte den ganzen Berg, und es löste ſich eine Klippe los, die mit dem Waſſerſtrom und Steinen und Bäumen und Felſen den Schlafenden verſchüttete. Und Wade, der alte Rieſe, iſt nimmer erwacht und liegt bis auf den heutigen Tag unter dem Berge begraben. Wiewohl einige ſagen, daß er noch nicht todt ſey, man höre ihn zu Zeiten ganz deutlich athmen und es zittere der ganze Berg, wenn er ſich umdrehe.

Die Zwerge ſchloſſen an dem beſtimmten Tage den Berg auf und Wieland gieng

hinaus noch ſeinem Vater zu ſehen. Er fand ihn aber nirgends und da er an die Klippe kam und den Einſturz gewahrte, vermuthete er, was geſchehen war. Sogleich nahm er das Schwert aus dem Sumpfe, kehrte in den Berg zurück und erſchlug die beyden Zwerge. Dann lud er alles Schmiedezeug und was er von Gold und Silber finden konnte auf ein Roß und zog damit gen Norden nach Dänemark.

Nach dreien Tagen kam er an die Weſer, lange wußte er nicht, wie er über den tiefen Strom hinüber ſollte, zuletzt fällte er einen hohen Baum, höhlte ihn aus und legte oben darauf ſein Werkzeug ſammt dem Gold und dem Silber, unten legte er ſeine Speiſen hin und machte ſich dann Fenſtern aus Thierhäuten und Baumrinden, die ſo dicht waren, daß kein Waſſer hindurch konnte. Und nun ſchlüpfte er ſelbſt mitten hinein und bewegte ſich drinnen ſo lange, bis der Baum das glatte Ufer hinab in den Strom rollte.

Achtzehn Tag trieb er in dem Stamme ſtromabwärts der See zu, ehe er landete und das geſchah gerade zu derſelben Zeit, als des Königs Nidungs Leute mit Netzen in die See ruderten, um Fiſche für des Königs Tiſch zu fangen. Wie dieſe nun ihre Netze einzogen, da waren ſie ſo ſchwer, daß ſie dieſelben nur mit genauer Noth bewegen konnten und ſie meinten ſchon, ſie hätten einen rechten Fiſch gefangen. Als ſie aber den künſtlich geſchnittenen Baum ſahen, liefen ſie eilig zum König, ihm die Sache zu berichten.

Der König kam ſelbſt und gebot den Baum von einander zu ſchlagen, damit man ſähe, was darinnen wäre. Sogleich machten ſie ſich mit Aexten an die Arbeit. Wieland aber, der in dem Baume ihnen zuhorchte, fürchtete ſich nicht wenig, ſie möchten ihn treffen; er rief ihnen alſo zu, inne zu halten und ſagte, daß ein Menſch drinnen wäre. Wie die Leute ſo den Baum mit menſchlicher Stimme ſprechen hörten, da meinten ſie der böſe Feind ſelbſt ſäße in dem Holz und liefen alle von dannen, ſo ſchnell ſie konnten.

Jetzt öffnete Wieland ſelbſt den Baum, gieng zum König hin und begehrte von ihm Sicherheit ſeines Lebens und bot ihm auch ſeine Dienſte an. Der König ſah wohl, daß er ein Fremdling wäre, und ein recht anſehnlicher Mann und kein armer Wicht oder Landſtreicher. Darum gewährte er ihm ſeine Bitte, obſchon ihm die Art, wie er angeſchwommen war und gleich einem Fiſche in dem Netz gefangen worden, ſehr wunderlich und ungewöhnlich vorkam. Wieland lief gleich wieder zu dem Baum und vergrub ihn mit ſammt dem Werkzeug und all dem Gut, das darinnen war. Es ſah ihm bey dieſer Arbeit jedoch von ohngefähr einer von des Königs Leuten, der Reigin hieß, zu.

Wieland diente hierauf ein Jahr lang dem König ganz wohl; ſein Amt war, daß er die Aufſicht über drey Meſſer hatte, die vor dem König auf dem Tiſche lagen. Da gieng er eines Tages an die See, und während er die drey Meſſer wuſch, fiel ihm das beſte hinein und war verloren. Darüber wurde er ſehr beſtürzt, weil er ein ſo geringes Amt nicht einmal wohl verſehen. Er gieng eilig zu Amilias, dem Schmied des König, fand ihn aber nicht, denn er war eben mit ſeinen Geſellen zum Imbiß gegangen und die Schmiede

ſtand leer. Da ſetzte ſich Wieland ſelbſt an die Eße und ſchmiedete, ohne daß es jemand gewahr wurde, ein Meſſer ganz wie das verlorne. Er ſtellte ſich hierauf vor des Königs Tiſch, wie ſonſt, und that, als ob nichts geſchehen wäre.

Es währte nicht lange, ſo nahm der König das neue Meſſer und wollte damit ein Brod, das auf dem Tiſche lag durchſchneiden, da gieng das Meſſer durch das Brod und ſchnitt noch ein Stück von dem Tiſch herunter, wo das Brod lag. Der König fragte verwundert: Wer doch das Meſſer gemacht hätte. Wieland antwortete: „Wer anders, als Amilias euer Schmied, der all eure Meſſer gemacht hat und und alles andere, was ihr ſchmieden laſſet.“ Amilias ſtand auch dabey und ſagte desgleichen. Der König aber ſprach: Amilias könne eine ſo gute Klinge nicht ſchmieden und er drohte Wieland mit ſeinem Zorne, wenn er ihm nicht die Wahrheit geſtünde. Nun bekannte er ihm Alles, wie ſich die Sache verhalten und der König erwiederte, wie er das wohl gedacht hätte, daß Amilias dergleichen nicht zu Wege bringen könnte. Das bedünkte nun dem Amilias ein großer Schimpf und er fuhr zornig auf und ſprach: Daß er ſich wohl noch getraue mit dem Fremdling, dem angeſchwommenen Fiſche, um die Wette zu ſchmieden, jeder ſollte dann ſehen, wer von ihnen beyden das Handwerk am beſten verſtünde. Der König befahl beyden alſo zu thun und ſie wurden untereinander einig, daß Amilias einen Helm ſammt Panzer und Panzerhoſen ſchmieden ſollte, Wieland aber ein Schwert und weſſen Arbeit die beſſere ſey, der ſollte Gewalt haben, dem andern das Haupt herunter zu ſchlagen. Zu dieſer Arbeit ſollte jeder zwölf Monate Zeit haben. Zwey der erſten Dienſtmänner des Königs verbürgten ſich für Amilias, weil ſeine Kunſt wohl bekannt war und die Meiſten dachten, es könne ihm nicht fehlen; für den Fremdling Wieland wollte Niemand gut ſtehen, bis ſich endlich der König ſelbſt für ihn verbürgte.

Noch am ſelbigen Tage gieng Amilias zu ſeiner Schmiede mit allen ſeinen Geſellen und fieng da an zu ſchmieden und fuhr ſo fort einen Tag nach dem andern, bis alle zwölf Monate um waren. Wieland dagegen diente jeden Tag an des Königs Tiſch und that, als wenn er nicht das Geringſte davon gehört hätte. So vergieng ein halbes Jahr, da fragte ihn eines Tages der König, wie er denn ſeine Wette zu löſen gedenke. Wieland erwiederte, wenn er es befehle, dann ſey er ganz bereit dazu und gieng nun hin, wo er ſeinen Baum vergraben hatte. Aber dieſer war aufgebrochen und all ſein Werkzeug ſammt dem Gold und Silber herausgenommen.

Wie er nun hierüber ſehr mißmuthig war und voll Verdruß ins Waſſer ſchaute, da erinnerte er ſich des Mannes, der ihm beym Vergraben zugeſehen hatte. Seinen Namen aber kannte er nicht. Auf der Stelle gieng er zum König, erzählte ihm die ganze Geſchichte und fügte hinzu, daß er ſich wohl getraue, den Mann zu erkennen, wenn er ihn wiederſähe. Der König ſagte, dafür wolle er Rath ſchaffen und ließ eine Verſammlung berufen, dazu entbot er alle Männer ſeines Reiches. Sie kamen Alle und keiner wußte,

was es zu bedeuten habe. Wieland aber ſtand an dem Eingang und ſah jedem ins Geſicht, wie er hereintrat.

Als der König die Verſammlung wieder entlaſſen hatte, gieng Wieland zu ihm und ſagte, daß er unter Allen den Mann nicht geſehen und auch keinen ihm ähnlichen. Ueber dieſe Rede wurde König Nidung ſehr zornig und ſagte: Wieland wäre nicht ſo klug, als er gedacht hätte, ſondern ein frecher Thor und auch er wäre ein Thor geweſen, daß er ſich für ihn verbürgt und die Verſammlung umſonſt berufen, denn der Mann hätte doch darunter ſeyn müßen. So mußte nun Wieland ſein Werkzeug und ſein Gut entbehren und hatte noch obendrein den Zorn des Königs, das machte ihn noch mißmuthiger.

In dieſer Noth gieng er heimlich hin und ſchmiedete das Bild eines Mannes. Er machte ihm Haare auf das Haupt, malte es an und bekleidete es ganz ſo, als wenn ein Mann da ſtünde. Denn auch dieſe Kunſt hatten ihn die Zwerge gelehrt. Das Bild ſetzte er eines Abends in eine Ecke, wo der König vorbey mußte, wenn er aus dem Saale in ſeine Kammer gieng. Als es nun Schlafens Zeit war und der König von allen ſeinen Männern gefolgt daran vorüber ſchritt, rief er erſtaunt: „Heil dir und Willkomm Reigin! was ſtehſt du ſo einſam hier außen? Wie iſt dir meine Botſchaft nach Schweden gelungen?“ Der Mann aber ſchwieg und antwortete kein Wort. Der König wollte von neuem fragen, da ſagte Wieland, der ihm die Fackel vortrug, „Ja Herr, dieſer Mann iſt gar hofärtig, er wird euch nimmer antworten, denn ich habe ihn gemacht und er iſt es, der mir mein Schmiedezeug geſtohlen hat.“ Der König lachte über das Bild und ſagte: „Der hat freilich nicht in der Verſammlung ſeyn können,“ und als Reigin nicht lange darnach von ſeiner Botſchaft heimkehrte, da gab er auf Befehl des Königs Alles wieder heraus, ſprechend, er habe es nur ſo aus Scherz genommen.

Wieland aber ſtand nach wie vor jeden Tag am Tiſche hinter dem König und diente ihm und that, als wenn er weiter gar nichts zu bedenken hätte und ſo vergiengen abermals vier Monate. Da ermahnte ihn der König von neuem, bis er zu ſeiner Schmiede gieng und ſeine Arbeit anfieng. Dreymal ſchmiedete er ein Schwert und jedesmal, wenn er es vor den König brachte, bedünkte es dieſen, als ſey es das beſte Schwert, das er je geſehen. Wieland aber erwiederte immer, es ſey noch nicht gut, gieng wieder zu ſeiner Schmiede, zerfeilte es und machte ein neues daraus, das noch viel beſſer war, als das frühere. Als er zum dritten Mal kam, blizte das Schwert hell, wie ein Edelſtein, war mit Gold ausgelegt und hatte einen ſchönen Griff. Er gieng mit dem König an den Strom, warf eine Flocke Wolle, die drey Fuß dick war, in den Fluß und hielt das Schwert ruhig gegen den Strom unter das Waſſer. Wie die Wolle nun gegen die Schwertesecke trieb, da zerſchnitt das Schwert dieſelbe ebenſo leicht, wie das Waſſer ſelbſt. König Nidung ſagte ganz erfreut, er wolle künftig in allen ſeinen Kämpfen kein ander Schwert, als eben dieſes führen, denn auf der ganzen Erde könne kein beſſeres gefunden werden. Wieland

erwiederte darauf, wie er es keinem andern lieber gönne, als dem König Nidung, nur müße er noch zuvor die Scheide und das Gehäng machen. Das ließ ſich der König gefallen und Wieland gieng in die Schmiede und machte ein anderes Schwert, ganz ſo wie das vorige und Niemand konnte ſie von einander unterſcheiden. Das gute verſteckte er unter ſeine Schmiedebälge ſprechend: „Lieg da mein gutes Schwert Mimmung, wer weiß, ob ich deiner nicht in kurzer Friſt bedarf.

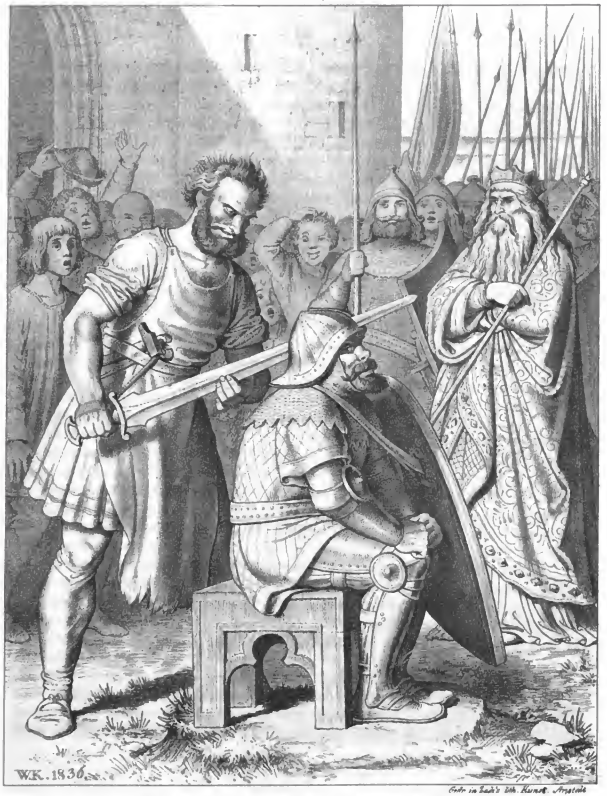
Von dem an ſtand er wieder Tag für Tag vor des Königs Tiſch, bis endlich der anberaumte Tag erſchien. Amilias nahm ſchon am frühen Morgen ſeinen Helm und Panzer und Panzerhoſen, zog ſie an und ſtolzirte damit durch die Straßen und über den Markt vor allem Volke auf und ab. Die Rüſtung war überaus ſtark und ſchön gearbeitet, ſo daß Alle, die ihn ſahen, ſprachen, ſie hätten nie desgleichen geſehen. Auch am Tiſche des Königs wurde er laut darum bewundert, alſo daß er ſchon bey ſich gedachte, wie ihm die Wette nicht entgehen könne.

Nachdem die Tiſche aufgehoben waren, gieng der König mit allen Gäſten heraus auf einen Wieſenplan und Amilias ſetzte ſich da mitten in einen gedrängten Kreis von Zuſchauern ganz breit auf einen Stuhl von Stein.

Jetzt erſt gieng Wieland zu ſeiner Schmiede, nahm das gute Schwert Mimmung hervor und trat damit hinter den Stuhl, auf dem Amilias, der Schmied des König Nidung ſaß. Er legte die Schärfe des Schwertes auf den harten Helm und fragte ihn, ob er etwas ſpüre. Amilias erwiederte, daß er auch nicht das Geringſte ſpüre, er ſolle nur mit aller Macht zuhauen; denn es thue Noth, wenn er ſeinen harten Helm verſehren wolle. Da drückte Wieland auf das Schwert und es ſchnitt ſo gewaltig, daß es in einem Ritſch durch Helm und Haupt und Panzer und Bauch hinabglitt, bis auf den Gürtel. Nun fragte er den Amilias wieder, ob er noch nichts ſpüre, dieſer antwortete, es wäre ihm ſo, als ob ihm kaltes Waſſer über den Leib gegoßen würde. „So ſtehe auf und ſchüttele dich, dann wirſt du erfahren, was mit dir iſt.“ Wie ſich nun Amilias ſchüttelte, da fiel er in zwey Stücken nach beyden Seiten von dem Stuhl und iſt niemals mehr aufgeſtanden; denn es war kein Schmied ſo geſchickt, der die Stücke wieder hätte zuſammenſchmieden können.

Nach dieſer Probe verlangte der König das Schwert von Wieland, der war aber ſchlau und antwortete: er wolle es erſt abtrocknen und die Scheide dazu aus der Schmiede holen. Er gieng hin und brachte dem König das falſche Schwert, den Mimmung aber verſteckte er wieder unter die Blasbälge.

Nach dieſer Zeit blieb Wieland noch lange bey dem König. Er ſchmiedete ihm allerlei Koſtbarkeiten von Gold und Silber und anderen Erzen, ſo daß der Ruf ſeiner Kunſt ſich nahe und fern verbreitete. Das währte ſo lange, bis ein fremdes Heer in das Land König Nidungs einfiel und der König mit ſeinen Männern zu Felde zog. Auch Wieland gürtete ſich ſeinen guten Mimmung um und zog mit. Und da geſchah es einmal, daß der König



Voll Dunkel auf dem Steine der Thor nicht merkend sitzt
Wie ihm der Schmied der seine mit scharfen Schwerte schlitzt.

in dieſem Kampfe in großer Noth war. Keiner wagte ihm zu helfen und er verſprach zuletzt, dem, der ihm beyſtünde, ſeine Tochter. Da war es wieder Wieland, der geſchickte Schmied, der ihm den Dienſt leiſtete und ihn den Sieg verſchaffte. Als der König aber ſein Verſprechen halten ſollte, wollte er nichts davon wiſſen und jagte ſeinen Erretter mit Schimpf und Schande, wie einen Hund, von ſeinem Hofe.

Da entbrannte Wieland in großem Zorn wider den König und kam nach einiger Zeit verkleidet und unbekannt an den Hof zurück. Er gieng in die Küche, gab ſich für einen Koch aus und half daſelbſt mit den andern Köchen Speiſen bereiten. Als nun die Schüſſeln vor den König und ſeine Tochter kamen, nahm ſie ein Meſſer um ein Gericht, das vor ihr ſtand zu zerlegen. Das Meſſer aber hatte die Eigenſchaft, daß ſein Heft ſogleich erklang, wenn eine Speiſe vergiftet war, und das geſchah auch hier. Obwohl ſie nun überall nach dem Thäter ſuchten, ſo konnten ſie ihn doch nicht finden. Wieland lachte bey ſich, daß ihn Niemand erkannte, ſchlich ſich heimlich an den Tiſch, nahm das Meſſer und legte dafür ein anderes ganz gleiches hin. Dann bereitete er eine neue Speiſe und goß darüber einen ſo giftigen Zaubertrank, daß, wenn die Jungfrau davon gegeſſen hätte, ſie nicht anders glaubte leben zu können, als wenn ſie Wieland zum Manne hätte. Die Königstochter aber hatte Verdacht geſchöpft und hielt ihr Meſſer an das Gericht, doch es wollte keinen Klang geben. Weil ſie immer noch nicht traute, ſo ließ ſie ein anderes Stück vergifteten Fleiſches bringen und als auch hierbey ihr Meſſer nicht klingen wollte, ſah ſie deutlich, daß ein Betrug im Spiele war.

Der König wurde darüber zornig und ſagte: dieſes Meſſer kann Niemand anders als Wieland ſo künſtlich nachgemacht haben, und nun ließ er ſogleich unter allen ſeinen Leuten nachſuchen. Da fanden ſie ihn und brachten ihn vor den König und der ließ ihm zur Strafe an beyden Füßen die Sehnen durchſchneiden, ſo daß er nun nicht mehr von hinnen konnte. Er ſaß von da an immer in ſeiner Schmiede und ſchmiedete vielerley Kunſtwerke für den König, in ſeinem Herzen aber ſann und ſchmiedete er Tag und Nacht an ſeiner Rache.

In dieſer Zeit ſandte er auch nach ſeinem Bruder Eigil, der, wie kein anderer mit dem Bogen zu ſchießen verſtand und dadurch großen Ruhm gewann. Eigil kam und wurde wegen ſeiner Kunſt wohl aufgenommen von dem König. Eines Tages aber wollte dieſer ſehen, ob Eigil ſo gut ſchießen könnte, wie von ihm geſagt wurde. Er ließ alſo Eigils dreyjährigen Sohn nehmen und dieſem einen Apfel auf den Kopf legen, dann gebot er dem Eigil den Apfel herunter zu ſchießen. Obſchon der König ihm nur einen Schuß geſtattete, ſo nahm er doch drey Pfeile aus dem Köcher. Einen legte er dann auf die Sehne und ſchoß mitten durch den Apfel, daß er in zwey Hälften herunter fiel. Der König lobte den Schuß, fragte ihn aber, warum er doch drey Pfeile genommen hätte für einen Schuß. Eigil erwiederte ihm unverzagt: „Herr ich will euch damit nicht belügen, hätte ich den

Knaben nicht mit dem einen getroffen, ſo waren euch die beyden andern zugedacht.“ Der König nahm dieſe Rede gut auf und alle andern bedünkte es, daß Eigil ſehr kühn geſprochen hätte.

Wieland ſaß unterdeßen immer in ſeiner Schmiede, hämmerte darauf los und bey jedem Hammerſchlage ſtieß er einen Fluch gegen den König aus, bis eines Tages die zwey jüngſten Söhne König Nidungs mit ihrem Bogen zu ihm in die Schmiede kamen, ihn bittend, ihnen Pfeile zu ſchmieden. Wieland ſprach: er hätte keine Zeit und ließ ſich lange von ihnen bitten, zuletzt ſagte er, er wolle es thun, wenn ſie ihm zuvor eine geringe Bitte gewährten; ſie ſollten nämlich, wenn friſcher Schnee gefallen wäre rückwärts in ſeine Schmiede kommen, dann wolle er ihnen einen Spaß machen. Die Knaben verſprachen das und kaum war der erſte Schnee gefallen, ſo kamen ſie auch ſchon herbeygeſprungen. Wieland aber nahm ſie, ſtieß ihnen ein Meſſer ins Herz und verbarg ſie unter ſeinen Schmiedebälgen in einer tiefen Grube. Noch denſelben Morgen wurden ſie vermißt, der König meinte, ſie wären in den Wald gegangen um Thiere und Vögel zu ſchießen oder an den Strand um zu fiſchen. Als man aber zu Tiſche gehen ſollte und ſie immer nicht kamen, wurden Leute ausgeſchickt und ſie überall geſucht. Dieſe kamen auch zu Wieland und fragten ihn, ob ſie nicht bey ihm geweſen wären; Wieland gab zur Antwort: ſie wären wohl bey ihm geweſen, aber ſchon lange wieder weg gegangen auf dem Wege nach dem Königsſaale. Die Boten ſahen hierauf die Fußſtapfen im Schnee, die heimwärts giengen und ſo hatte Niemand Verdacht auf Wieland und die Leute glaubten, die Knaben wären entweder von wilden Thieren zerriſſen worden oder in der See verunglückt. Nachdem die Sache vergeſſen war, zog Wieland die Knaben aus der Grube hervor, ſchabte das Fleiſch von den Gebeinen herunter, nahm dann ihre Schädel, faßte ſie in Gold und Silber und machte daraus zwey große Trinkſchaalen, aus ihren Schulterblättern und Hüftbeinen machte er Oelſchaalen, aus anderen Knochen Meſſerhefte und Pfeifen und ſo aus jedem etwas Beſonderes. Der König freute ſich ſehr über die koſtbaren Kleinodien und ließ ſie nur dann auf ſeinen Tiſch aufſetzen, wenn er vornehme Männer zu Gaſte hatte.

Wieland lachte über die Freude des Königs und dachte nun, daß er hinlänglich gerochen ſey und ſann darauf, wie er wieder heimkehren könnte, er bat deshalb ſeinen Bruder Eigil, daß er ihm allerlei Federn bringen möchte. Der gieng ſogleich in den Wald und ſchoß alle Vögel herunter, die er traf, große und kleine. Aus dieſen Federn machte ſich Wieland ein Flügelkleid, es ſah ganz ſo aus, wie der abſtreifte Balg eines großen Adlers. Nun hieß er den Eigil das Kleid anziehen und es verſuchen. „Fliege hoch und tief,“ ſagte er zu ihm, „wie du willſt, nur laße dich ja vor dem Winde nieder.“ Eigil that, wie ſein Bruder ſagte und flog auf hoch in die Luft, wie der ſchnellſte Vogel. Als er ſich aber niederlaſſen wollte, fiel er köpfüngs herunter, daß ihm hören und ſehen vergieng. Wieland fragte ihn, ob an dem Federhemde noch etwas fehle, daß er ſo ſchnell

Der seine Treu gebrochen der König jammernd sieht,
Wie grausenvoll gerochen der listige Schmied entflieht.

herabgekommen ſey. „Wenn es ſo gut zum herablaſſen wäre,“ erwiederte Eigil, wie zum auffliegen, dann hätteſt du es jetzt zum letztenmale geſehen und ich ſäße in einem anderen Lande.“ Wieland zog nun lachend das Federhemd ſelbſt an und ſprach: „Daß du mir es nicht wieder bringen würdeſt, das wußte ich wohl und darum ſagte ich dir: du ſollteſt dich vor dem Winde herablaſſen, da ſich doch alle Vögel gegen den Wind herablaſſen.“ Er ſagte hierauf noch, daß er nun heimfliegen werde, zuvor aber wolle er von dem König Abſchied nehmen und wenn dieſer ihm befehlen würde, nach ihm zu ſchießen, dann möge er ihm, wenn er anders ſein Bruder ſey, nirgends anders, als gerade nach dem Herzen ſchießen.

Alſo nahmen die beyden Brüder Abſchied von einander und Wieland ſchwang ſich in die Luft und flog auf den höchſten Thurm, dort rief er laut, daß es alle Leute weit und breit hören konnten, der König möge einmal heraus kommen, er habe ihm etwas zu ſagen.

Der König kam mit allen ſeinen Mannen heraus und ſprach: „Biſt du jetzt ein Vogel, Wieland! was willſt du und wohin gedenkſt du zu fliegen? mancherlei Wunder machſt du aus dir.“ „Ja Herr,“ entgegnete Wieland lachend, „jetzo bin ich ein Vogel und von hinnen will ich fliegen, daß du mich nimmer, du Treuloſer, in deine Gewalt bekommen ſollſt.“ Und nun begann Wieland eine ſo arge Schmährede und erzählte dem König, wie er ſeine Rache gekühlt, daß dieſer vor grimmiger Wuth faſt von Sinnen kam, und als Wieland hoch auflog, ausrief: „Wohlauf, mein junger Eigil, du guter Schütze, ſende ihm deine Pfeile nach, daß er nimmer lebend von hinnen kömmt.“ Eigil erwiederte: daß er auf ſeinen Bruder nicht ſchießen werde; da drohte ihm der König mit dem Tod, wenn er nicht auf der Stelle ſchöße. Eigil legte nun ſeinen Pfeil auf die Sehne und zielte gerade nach dem Herzen ſeines Bruders. Der aber hielt mit der Rechten ſeinen Hammer davor und wie der Pfeil darauf prallte, fieng er ihn mit der Linken auf. Eigil mußte noch einmal ſchießen, Wieland aber that, wie vorher und flog, in jeder Hand einen Pfeil haltend, hohnlachend davon. Der König und alle ſeine Leute lobten den Eigil um ſeiner Kunſt, daß er ſo wohl gezielt, noch mehr aber waren ſie über Wielands Behendigkeit erſtaunt und ſprachen, daß ſie nie desgleichen geſehen. Er kam glücklich wieder heim nach Seeland in das Haus ſeines Vaters; was da weiter aus ihm geworden iſt, weiß ich nicht, ſpät aber iſt es jetzt und Zeit, daß wir uns niederlegen.

Damit hatte Mimers Erzählung ein Ende und er fragte nun den Siegfried, wie ihm die Geſchichte gefallen und ob er auch ein ſo trefflicher Schmiede werden wolle, wie Wieland. Siegfried antwortete: „Am beſten hat mir das Schwert Mimmung gefallen; denn des Federkleides habe ich nicht Noth, da ich Niemand zu entfliehen gedenke. Mir dünkt aber, daß Wieland mit ſeiner großen Kunſt wenig Ehre gewonnen. Seine Meiſter, die klugen Zwerglein hat er treulos zum Lohne erſchlagen und dafür iſt König Nidung auch

an ihm wortlos geworden, dann hat er ſich hinterliſtig und grauſam an den armen Königskindern gerochen und zuletzt iſt er hohnlachend davon geflogen, nicht wie es einem Helden geziemt. Wäre er aber meinem Schwert begegnet, ich hätte ihm nicht ſo ſtille geſeſſen, wie Amilias, König Nidungs ehrbrüchter Schmied. Wenig ſollte ihn auch ſein Hammer vor meinen Pfeilen geſchützt haben. Wenn du mich aber lehrſt ein Schwert ſchmieden, wie der gute Mimmung, dann ſoll dir keiner ein Haar krümmen und du magſt alle Edelſteine und Kronen der Welt hier an den Bäumen vor deiner Schmiede aufhangen Tag und Nacht und kein Menſch auf der Erde ſoll ſo kühn ſeyn, daß er die Hand danach ausſtreckte.“ „Das wollen wir Morgen ſehen, war Mimers Antwort, ob du den Hammer ſo gut zu führen verſtehſt, wie deine Rede, heute aber mußt du ruhen, denn es iſt Mitternacht, in der Frühe wollen wir dann friſch ans Werk gehen. Alle legten ſich nach einer kleinen Weile nieder auf ihre Thierfelle, Siegfried in ſeinen Schild, zwiſchen ſeine beiden Hunde, die er an ſeine Speerſtange band und er ſchlief ſo feſt und ruhig, als ob er daheim in der Burg ſeines Vaters läge.

Sechſte Aventüre.

Wie Siegfried den Schmieden einen Auerochſen bringt.

Früh am anderen Morgen, als der erſte Strahl der Sonne ſeinen hellen Schein auf die rußigen Geſichter der ſchlafenden Schmiede warf, ſprang Siegfried von ſeinem Schilde auf und rannte mit ſeinen Hunden hinaus in den Wald zu jagen. Er durchſuchte Berg und Thal ſo lange, bis er auf die friſche Fährte eines Auerochſen kam, ſeine Hunde liefen ihr eilig nach und ſchlugen immer lauter an, je näher ſie dem Thiere kamen. Siegfried eilte herbey und kam gerade, als der Auerochs geſenkten Hauptes mit ſeinen Hörnern gegen den einen der Hunde einrannte, während der andere ſich ihm an die Ohren feſtbiß. Das wüthende Thier aber hob den einen mit den Hörnern auf und warf ihn weit hinter ſich in die Bäume, der andere fiel durch den Schwung des Kopfes hart auf die Erde unter ſeine Füße.

Jetzt gewahrte das Thier den heranſchreitenden Helden, zuerſt ſcharrte es die Erde mit den Vorderfüßen in wildem Zorne, dann maß es ihn mit ſtolzem Auge und rannte ergrimmt auf ihn los.

Siegfried machte ausweichend einen Sprung auf die Seite, griff ihm aber mit beyden Händen in die Hörner und bog ſeinen geſenkten Kopf rückwärts in die Höhe, ſo daß der Ochs

Mit wildem Stiere ringet die Starke Siegfrids Hand
Hei wie ihn niederzwinget der Held aus Niederland.

brüllend ſich bäumte und aufrecht feſt ſtehen mußte, als wäre das Leben aus ihm gewichen. So führte ihn Siegfried mit ſich zur Schmiede hin. Als er vor die Höhle kam, rief er laut: „Wacht auf! wacht auf! und nehmt, was ich euch geſtern verſprochen habe! ſo ſprechend, ſtieß er den Auerochſen in die Höhle hinein, ſchob hinter ihm den Stein vor und ſtieg dann hinauf zu der Oeffnung, dem Spiele zu zuſehen.

Die Geſellen ſprangen in großer Beſtürzung über das grimmige Thier von ihrem Lager auf; jeder rannte hin, wo es ihn an ſicherſten dünkte; Einige ſprangen in die Höhe und hielten ſich an den Schilden und den Nägeln in der Wand feſt, andere ſtellten ſich hinter einen Amboß; Einer ſprang oben auf die Eße und ein Anderer kroch eilig unten hinein in die Aſche.

Der Meiſter allein riß ſich einen Schild von der Wand herunter und ſtellte ſich mit einem ſchweren Hammer in die Mitte der Höhle dem Auerochſen gegenüber. Der ſtand anfangs ſtill, betroffen über den ungewohnten Anblick, er ſchaute ringsherum und lief dann, während Siegfried ein fröhliches Jagdlied dazu blieſ, brüllend auf den Meiſter los. Ehe dieſer noch ſeinen Hammer hatte ſchwingen können, lag er ſchon rücklings auf dem Boden unter ſeinem Schilde. Der Auerochs rannte nun weiter auf die los, die hinter dem Amboß ſtanden; ſie liefen aber rechts und links davon und kletterten die Mauer am Eingang hinauf. Zornig ſchleuderte der Ochs den Amboß mit ſeinen Hörnern hinter ſich und ſtand jetzt ſtill vor der Eße; ſcharrte mit den Füßen, und erſpähte die Gelegenheit, wie er an den, der auf der Eße ſtand, heran könne. Laut brüllte er vor Zorn, und hell ſchrie jener vor Angſt und luſtig blieſ Siegfried dazu zum Tanze. Da trat der Meiſter, der ſich von ſeinem Falle wieder aufgerafft, hatte von hinten zu dem Thiere heran und ſchlug ihm mit dem ſcharfen Ende des Hammers den Schädel ein und der Ochs ſtürzte lautlos todt zur Erde nieder.

Siebente Aventüre.

Wie Siegfried ſich im Schmieden verſucht und von dem treuloſen Mimer zu dem Lindwurm geſandt wird.

Alle kamen nun herbey und Mimer, der Meiſter, ſprach ganz mißmuthig zu Siegfried: „Nimm uns ein ander mal lieber etwas, als daß du uns etwas ſchenkſt; denn das Zweyte war ſchlimmer, als das Erſte.“ „Seyd nicht ſo böſe, Meiſter Schmied,“ erwiederte Sieg-

fried, „ich dachte, der Ochs könnte lieber zu Euch laufen, als daß ich ihn schleppte und es wäre euch ein Spiel ihm vor den Kopf zu schlagen. Vielleicht daß ichs durch mein Schmieden wieder gut mache und euch dabey etwas Förderliches zu Wege bringe.“ „Dann sollst du gelobt seyn,“ erwiederte der Meister, „wir wollen es gleich versuchen, ob du dazu taugst.“ Hiermit setzte er sich vor die Eße, nahm ein starkes Stück Eisen, hielt es ins Feuer und einen Hammer, den er selbst mit Mühe aufhob, gab er Siegfried in die Hand.

Als nun das Eisen sich in dem Feuer gerbthet hatte, legte er es auf den Amboß und hieß Siegfried darauf schlagen. Der schlug aber auf den ersten Schlag so gewaltig, daß der Ambosstein von einander sprang und der Amboß ganz in die Erde versank, das Eisen aber sammt der Zange, die Mimer mit beyden Händen hielt, sprang in Stücke, wie faules Holz und der Schlägel des Hammers fuhr vom Heft in eine Ecke der Höhle.

Da sprach Mimer ganz erstaunt, aber noch mißmuthiger denn vorher: „Niemalen sah ich von Jemanden einen fürchterlicheren noch ungefügeren Schlag, als diesen und was auch sonst aus dir werden mag, so taugst du doch nicht zum Handwerk.“ Siegfried erwiederte: „Ist doch noch keiner mit dem ersten Schuß ein Schütze geworden, was heut nicht geräth, das geräth Morgen, drum laß dich das nicht verdrießen.“ Mimer schwieg aber zu dieser Rede ganz still; denn er dachte von nun an nur einzig darauf, wie er ihn verderben möchte, dieweil er glaubte zu wissen, Siegfried sey aus dem Geschlechte der Helden und ein junger Wolf scharfen Zahnes, der ihm und seinem Geschlechte nichts Gutes bringen möchte.

Nun hatte Mimer, der Schmied, einen Genoßen, dessen Sinn war einzig auf Gottlosigkeit und hölliſche Laster gerichtet, wo seine Hand hinrührte, da sproßte eine giftige Saat auf und ihr Gedeihen war seine einzige Freude. Darum hatte ihn der Fluch getroffen und er mußte einherschleichen in Gestalt eines scheußlichen Lindwurmes. Denn da er in seiner denkenden Seele das göttliche Ebenbild zerstört hatte und nur Böses sann und dachte, so sollte er auch dem Leibe nach das Bild seines Herrn und Meisters, des Teufels, tragen.

Als nun Mimer so darüber nachdachte, wie er sich des starken Helden entledigen möge, kam ihm der Gedanke: ich will ihn zu meinem Genoßen in die Lehre schicken, da wird er bald ausgelernt haben; sofort sprach er also zu Siegfried: „Höre rascher Gesell, mit dem Schmieden ist's noch nichts, wenn du ein gutes Schwert bey mir machen lernen willst, so mußt du zuerst in den Wald fahren und mit dem Kohlenbrennen anfangen.“ Damit war Siegfried wohl zufrieden und sagte, er wolle thun, was er geheißen würde; denn sein Herz argwohnte nie Böses, was ihm später sehr zum Unheile gereichen sollte.

Den Hammer hat geschwungen sein Arm mit solcher Kraft
Der Amboß ist gesprungen, der Hammer flog vom Schaft.

Achte Aventüre.

Wie Siegfried mit dem Lindwurm kämpft und ſich in ſeinem Blute badet.

Mimer rüſtete hierauf den Siegfried zu dieſer Fahrt, gab ihm Trank und Speiſe mit auf etliche Tage, die er außen bleiben ſollte und der Held band das Alles feſt unter ſeinen Schild. Mimer reichte ihm dann auch eine Holzart und wieß ihn zu dem Walde, dahin, wo er ſein Verderben ihm zu bereiten vermeinte.

Als Siegfried zu der Stelle gekommen war, die ihm der falſche Meiſter beſchrieben, richtete er ſich ein; er trat dann vor die Bäume hin, jedem gab er aber nur einen Hieb mit der Art in der Rechten und ſtieß ihn dann um mit der Linken. Nach einer Weile trug er die Bäume auf einen Haufen und machte ein großes Feuer an. Es war aber das um die Zeit, da die Sonne um Mittag am höchſten ſtund, alſo ſetzte er ſich zu ſeiner Speiſe und aß ſo lange, bis alle Speiſe auf war und er ließ auch nicht einen Schluck von dem Trunk übrig, davon Mimer dachte, daß er ihm etliche Tage vorhalten ſollte. Denn das Laufen durch die Wälder nach den Rieſen und Drachen hatte ſeinen Hunger gar ſehr vermehrt.

Nach dieſer Stärkung ſprach er, auf einem alten Eichbaume ſitzend, ſo vor ſich hin: „Nun möchte keiner ſo ſtark ſeyn, der gegen mich ſeine Speerſpitze erhöhe, daß er nicht alsbald auf dem Boden geſtreckt läge und nicht verlangte aufzuſtehen.“ Indem er dieſes ſprach, da kam dahergekrochen der große Lindwurm mit einem Rachen, der gerade weit genug war, um einen Menſchen mit Fleiſch und Beinen hinunter zu ſchlingen. Er hatte Flügel, ſchwarz, wie eine Fledermaus, ſein Leib war von Gift ganz angeſchwollen und glich einer Kröte, der lange Schweif aber war ſcharf, wie ein zweyſchneidiges Schwert.

Als Siegfried das grimmige Ungethüm mit ſeinen ſpitzen, weißen Zähnen ſah, da wurde er freudig, als käme ein langerſehnter Freund und er ſprach: „Nun kanns geſchehen, daß ich mich verſuchen mag, ganz wie ich es doch ſo eben mir wünſchte.“ Damit ſprang er zu dem Feuer, ergriff den größten Baum und lief mit dem Brande hurtig den ſtarken Wurm an. Er rannte aber gerade wider ſein rechtes Aug und ſtieß den brennenden Baum da hinein, daß der Wurm vor grimmem Schmerz ſich rund umdrehte. Siegfried ſchlug ihm nun auf den Kopf, daß er im erſten Streich zur Erde fiel, und dann ſchlug er einmal übers andere, bis der Wurm todt war.

Hierauf ſetzte er ſich nieder, um auszuruhen und ſprach lachend zu ſich ſelber:

„Wenn die Drachen ſich nicht beſſer auf den Kampf verſehen, als dieſer Wurm da, dann lohnt es ſich nicht der Mühe darauf auszuziehen.“ Er hatte aber durch die neue Arbeit wieder Hunger bekommen und es war ihm, als hätte er noch nichts gegeſſen. Da es jedoch ſchon zu dämmern begann und er auch nicht mehr zu den Schmieden zurückkehren wollte, ſo wußte er gar nicht, wo er ſich ſeine Speiſe hernehmen ſollte. Zuletzt kam es ihm in den Sinn, daß er das Herz des Wurmes braten und das ihm heute zur Nachtkoſt dienen könne.

Sogleich richtete er das ins Werk. Er ſtieß ihm ſeinen Speer durch den Rachen und den Leib; ſtarke Baumſtämme dienten ihm zum Spieß und daran hieng er den Wurm mit dem Speer übers Feuer. Das Horn des Wurmes aber fieng von dem Feuer an weich zu werden und es floß mitſammt dem Blute und dem Fett alsbald ein ganzer Bach, wie ſiedendes Bley aus dem Feuer heraus. Siegfried faßte einmal mit der Hand das Fleiſch des Wurmes an, als er dachte, daß es gar ſeyn könnte; er verbrannte ſich aber Hände und Finger und ſteckte ſie ſogleich in den Mund, um ſie zu kühlen. Da das Horn aber kühl im Munde war, da ſchien es ihm unter den Zähnen, als beiße er auf Stahl, ſo hart war es geworden. Er beſah die Finger und die waren von dem Horne, wie mit eiſernen Handſchuhen überkleidet. Als er das merkte, wurde der Kühne frohgemuth. Er warf ſchnell ſeine Kleider hinweg, hielt zuerſt ſeinen Helm unter das herabfließende Horn und härtete ihn darinnen und badete ſich dann in dem Bache, der von dem Wurme floß.

Das Horn überzog da ſeinen ganzen Leib, außer im Rücken zwiſchen den beyden Schultern, da war ein Lindenblatt hingefallen, daß das Horn nicht hin konnte. Durch dies Horn aber wurde er wie in eine feſte Rüſtung eingehüllt, und nicht leicht mochte ihn von nun an eine Waffe verſehren, außer zwiſchen den Schultern, wo das Lindenblatt hingefallen war, denn da war er wie ein anderer Menſch. Und von dem Horne dieſes Wurmes, in dem der Held ſich gebadet, iſt es gekommen, daß er noch bis auf den heutigen Tag der hürnene oder gehörnte Siegfried genannt wird.

Nun nahm er ſeine Axt zur Hand und hieb damit den Wurm in Stücke, ein Theil legte er ſeinen Hunden hin, ein anderes warf er den Raubvögeln vor. Den Kopf des Wurmes ſetzte er auf die Seite. Dann legte er ſich nieder um ſein Mahl zu halten und die Waldvögel ſangen in den Büſchen und Bäumen ihr Schlaflied.

Er ſchnitt ſich mit dem Schwerte das Herz des Lindwurms heraus und ſiehe, wie er es aß, da erſchollen auf einmal rings um ihn her, viele Stimmen, als ob Menſchen zugegen wären. Er wandte ſich um und wollte ſie zu ſeinem Mahle einladen, ſah aber nichts, als Bäume und die Vögel, die von einem Zweig auf den anderen hüpften und ſich eine Schlafſtätte ſuchten. Wie er nun recht aufmerkt, gewahrt er, daß alle die Stimmen von Niemand anderem herkommen konnten, als eben von den Vögeln, es fiel ihm alsbald ein, wie er einmal ein altes Lied von einem fremden Sänger vernom-

Es aß der Hochgemuthe das Drachenherz zum Mahl
Ihm ward im Drachenblute ein helles Kleid von Stahl.

men, worin geſagt war, wer das Herz eines Lindwurmes äße, daß der alsbald kundig würde der Sprache der Vögel und manches Geheimniß erfahren könne. Er hielt alſo mit dem Eßen ein und horchte auf die Stimmen der Vögel.

Sogleich ſtreckte eine Wachtel den Kopf in die Höhe und rief ihrer Schweſter: „Bickderick! Glück auf! Glück auf! Der Wurm erſchlagen! todtgeſchlagen! todtgeſchlagen!“ während ſie ſo rief kam ein Buchfink eben herangeflogen, er hatte die Wachtel nicht recht verſtanden und rief: „Wie? Wie? Wie? Der Wurm erſchlagen? Sieg! Sieg! Sieg!“ Eine ſchwarze Amſel antwortete ihr: „Ja wohl, ja wohl, ſchau nur zu! zu! zu! Der Siegfried hats gethan; Heil Siegfried! Siegfried! Siegfried!“ Mit dem kamen drei alte Raben daher geflogen und ſetzten ſich krächzend ganz oben auf einen dürren Eichenaſt, ſprach der erſte zum zweiten: „Ach! Ach! Ach! Da haſt du uns wieder einmal betrogen, Schweſter, haſt du doch geſagt wir würden hier den Siegfried todt finden.“ „Ja,“ entgegnete der zweyte, „ich habe es heute morgen ſelbſt gehört, wie Mimer dem Siegfried nachlachte und ſprach: „Geh nur du ſtolzer Knab, die Raben werden bald mit deinen Beinen davonfliegen. Der Wurm wird dir Kohlen brennen helfen!“ So hat der Mimer geſprochen und wäre Siegfrieds Arm nicht ſtärker geweſen, als ſein Verſtand, es wäre auch ſo gegangen.“ Hierauf begann der dritte Rabe: „Hier fürcht ich wirds wenig für uns geben, denn Siegfrieds Hunde laſſen nicht viel übrig. Es iſt aber noch nicht aller Tage Abend, wir werden doch noch ſeine Augen auszuhacken bekommen, denn er traut den Leuten zu viel, ſonſt hätte ers doch dem Mimer an ſeinen böſen Augen anſehen können, daß er nichts Gutes mit ihm vorhatte. Nimmt er ſich nicht in Acht, ſo wird der ihm doch noch einmal mit dem Eiſen im Herzen herumfahren.“ „Iſt er klug, fieng darauf der erſte wieder an, ſo ſchlägt er dem Mimer den Kopf herunter.“ „Das wäre mir leid,“ fiel der dritte ein, der hat uns ſchon manche Leichennahrung gegeben, aber laßt uns wegfliegen, ehe die Sonne untergeht, drüben im Walde da weiß ich noch einen gefallenen Hirſch, den wollen wir miteinander verzehren.“ Dieſer Einladung folgten die beyden andern und flogen mit Geſchrey davon. Unterdeßen waren die kleinen Vögel unten auch ſtill geworden. Siegfried hielt mit ſeinen Hunden ſeine Abendmahlzeit ruhig fort, gieng dann zu einer klaren Quelle, wo er trank und legte ſich danach unter eine Eiche in ſeinen Schild zu ſchlafen, wie es ſeine Gewohnheit war. Und wie er nun ſo den mächtigen Stamm hinaufblickte und ſein weit gebreitetes, reichbelaubtes Gezweig ſah und wie in der Krone die Abendwinde ſpielten und die Sterne leuchtend hindurch ſchienen, wie die Vögel in ſeinem Schutze ruhten und die Thiere unter ſeinem Dache ſich gelagert und die Reben an ſeinem Stamme ſich aufgerankt und wenn er dann weiter dachte, wie manchem Wetter und wildem Sturme er Trotz geboten und daß er hoch, gleich einem König, das Land überſchaue: da gedachte Siegfried, wie auch er gleich einer mächtigen Eiche unter den Männern ſtehen wolle, Schirm und Schatten Jedem verleihend; und ſo ſchlief er ein.

Neunte Aventüre.

Wie Siegfried wieder zur Schmiede kömmt und mit Mimer abrechnet.

Am andern Morgen in der Frühe, als die Waldvögel groß und klein mit ihrem frohen Geſang den jungen Tag begrüßten, ſprang er auf, ſteckte den Kopf des Wurmes an ſeine Speerſpitze und gieng geraden Weges nach der Schmiede zurück. Schon von weitem hörte Mimer und ſeine Geſellen das Hundegebell, das Rauſchen der Büſche und den ſchallenden Schritt des heranſchreitenden Helden. Sie kamen alle vor die Höhle gelaufen und Eckhart ſprach zu Mimer: „Ja Meiſter, dort drüben kömmt Siegfried und auf ſeiner Lanze trägt er des Liudwurmes Haupt. Nun wird er uns thun wollen, wie er dem Wurme gethan. Da bleib ich nicht länger.“

„Was! ihr feigen Geſellen,“ erwiederte der zornige Meiſter, „geht gleich in die Höhle zurück und ſtoßt mir die gröbſten Hämmer ins Feuer. Dann ſtellen wir uns an den Eingang ihn zu bewillkommen und brennen dem Knaben eins auf den blonden Schädel mit dem rothen Eiſen, wenn er viel Weſens macht.“ „Nein,“ erwiederte Eckhart, ich mags nicht mehr mit ihm aufnehmen, er müßte denn da vor mir im Schlafe liegen, daß ich ihm einen Keil in den Kopf treiben könnte, ehe er erwachte. Nun aber kömmt er heran im Zorn und ſinds auch unſerer Zwölfe und wären wir noch halbmal mehr, nichts kann uns da helfen, als unſere ſchnellen Beine.“ So ſprechend rannte Eckhart der erſte davon und die andern alle hinter ihm drein in das Waldgebüſch.

Mimer blieb fluchend und ſtampfend allein zurück. Mit dem Buben, dachte er, werd ich wohl noch fertig werden, hab ich doch ſchon ſo manches harte Eiſen weich gebracht. Er gieng alſo Siegfried entgegen und hieß ihn willkommen. Siegfried aber ſah ihn ſcharf an und wie ein Blitz fuhr der Zorn ihm aus den Augen, ſo daß Mimer auf die Seite ſehen mußte, während der Held alſo ſein Willkomm erwiederte: „Keiner von euch, ihr Treuloſen, ſoll mir willkommen ſeyn, die Kohlen habe ich gebrannt, und dem Geſellen, den du mir dazu geſendet, habe ich ſeinen Lohn gegeben und nun ſollſt du auch den deinen empfangen, denn Siegfried der Schnelle, König Siegmunds Sohn, pflegt nichts ſchuldig zu bleiben.

Mimer ließ ſich durch dieſe Rede gar nicht ſchrecken und ſprach mit den Augen blinzelnd: „Nun ſehe ich wohl, daß du nicht alſo wacker biſt, wie ich dachte und wie es weiland deine Väter waren. So viel Zorn um einen jungen Wurm, den deine Ahnen in den Staub getreten oder mit der bloßen Hand erwürgt hätten, ohne weiter ein Wort davon zu ſprechen. Ich dachte das Thier würde dir eine kleine Kurzweile machen, hätteſt du ihm

nur zugeſprochen, es würde dir geholfen haben. Mit dem ſchönen Feuer, das ihm manchmal ſo luſtig, wie eine Quelle aus dem Rachen hervorſprudelt, habe ich ſchon manche Kohlen gebrannt und manches Wild gebraten und nun kömmſt du, der du dich ſo wunderkühn bedünkeſt und erſchrickſt davor und weißt nichts mit dem armen Thiere anzufangen, als es todtzuſchlagen. Ich glaube gar, du haſt ihm im Schlafe zuerſt die Augen ausgebrannt, damit du ihm ohne Gefahr, wie einem gebundenen Schaaf, den Kopf herunter ſchlagen könnteſt."

Ueber dieſe Rede des Schmieden wurde Siegfried noch erzürnter und ſprach lachend: „Krümme dich nur du alter Wurm, mein Schwert ſoll dir deine glatte Haut durchbeißen und dich zu deinem Geſellen, dem Lindwurm ſchicken, da mögt ihr Kurzweil miteinander treiben ſo viel ihr wollt und braten und Kohlen brennen." Er griff damit nach ſeinem Schwerte, Mimer wich etwas zurück und ſprach mit vorgehaltner Rechte: „Halt ein und thue nicht, was du jetzo ſagſt, ehe du mich gehört. Ich will dir ſolche Sühne anbieten, die deinen Zorn zehnmal aufwiegt. Gold und Ehre ſollſt du gewinnen, wie keiner von allen, die ein Schwert geſchwungen oder ein Roß geritten. Siehſt du dort drüben zwiſchen den beyden Eichen den blauen Berg mit der Felſenſpitze, dort oben wohnt mein älteſter Bruder. Er bewacht in ſeiner Höhle unermeßliche Schätze, wie ſie kein König beſitzt, und er hat unſern Vater erſchlagen um ihrentwillen. Nun iſt er verflucht und geht in Drachengeſtalt. Zu ihm will ich dich hinführen und will dich dazu mit guten Waffen verſehen. Haſt du ihn dann erſchlagen, dann wollen wir ſeine Schätze theilen. Warte, ich will dir die Waffen herholen."

Er gieng ſchnell in die Höhle und brachte einen Helm und einen Schild und Harniſch, ſo ſchön, wie es Siegfried noch nicht geſehen. Alle dieſe Waffen legte er dem Helden an, der aber ſchwieg dazu und ſprach kein Wort, ob es ihm wohl oder übel behänke. Zuletzt reichte der Schmied ihm das Schwert und ſprach: „Sieh hier, dies iſt aller Schwerter beſtes, ich ſchmiedete es für Hartnit, den König in Holmgart, faße es mit beiden Händen und ſtoße meinem Bruder, dem Drachen, es ins Herz und ſeine Schätze ſind unſer."

Da nahm Siegfried das Schwert in beyde Hände, hob es hoch empor und ſprach: „Nun will ich dieſes Schwertes Schärfe verſuchen, ob es ſo gut iſt wie du mir geſagt, und dein treuloſes Herz, du Brudermörder, ſoll ſie zuerſt erfahren;" und ehe ihm das letzte Wort aus dem Munde war, lag Mimer, der falſche Schmid, todt vor ihm darnieder.

Zehnte Aventüre.

Siegfried ſieht den groſsen Drachen und begegnet einem Zwergenkönig.

Siegfried gedachte jetzt ſeines Weges weiter zu ziehen. Vorher aber riß er die Felſen aus der Mauer und warf die ganze Höhle zuſammen, denn er dachte bey ſich, wie in dieſer Schmiede nur Waffen für die Treuloſigkeit, den Verrath und die Bosheit geſchmiedet würden. Und weil er keinen Stein auf dem andern ließ, ſo iſt es gekommen, daß bis auf den heutigen Tag kein Menſch mehr zu ſagen weiß, wo die Schmiede der Rieſen geſtanden, in der Siegfried der Schnelle das Handwerk erlernen wollen.

Freudigen Muthes ſchritt er hierauf durch die dunkelen Baumhallen und durch die grünen ſonnbeſchienenen Wieſen, raſch ſprang er über die rauſchenden Waldbäche hinüber und nichts konnte ſeinen Lauf hemmen. Aber immer ſchauerlicher wurde die Gegend mit jedem Tage, ſchroffer und höher ſtiegen die zackigen Felſen hinan, raſcher und wilder ſtürzten die Bäche hinab, das Gras und Kraut der Wieſen war ſo hoch, daß es ſeinen Hunden weit über den Kopf gieng und Raubthiere aller Art liefen in ganzen Schaaren umher.

Munter ſchritt der unverzagte Held vorwärts, bis er eines Tages ſeitab ſeine Hunde kläglich heulen hörte. Er ſprang herzu, vermeinend es müße eine giftige Schlange ſie umringelt oder ein Raubthier ſie gepackt haben. Es war aber desgleichen nichts zu ſehen, ſeine Hunde ſtanden auf einer Wieſe, deren Sumpfgras in der Sonnenhitze dampfte. Als er näher trat, ſah er, wie ſie bey einer Fährte heulten, dergleichen er nie eine geſehen. Es waren zwey breite Tatzen mit tiefen Krallen und wie er ſo nachſpürte, verdunkelte ſich plötzlich die Sonne und ängſtlich krochen ſeine Hunde an ihn heran. Verwundert ſchaute er auf, weil er wußte, daß keine Wolke am ganzen Himmel war. Er erſchrack aber in ſeinem Leben zum erſten Mal, als er über ſich in der Luft einen wilden Drachen fliegen ſah. Er war ſchwarz, wie die Nacht, bey jedem Athemzuge aber ſchlug ihm zum Rachen eine ſpitze Feuerflamme heraus, Haupt und Genick waren von Horn und durch beyde hindurch ſchimmerte das innere Feuer dunkelroth und beleuchtete die blauen Flügel. Er flog langſam und ſchlug mit ſeinem langen Schweif große Ringe.

Siegfried wußte nun, wem die Fährte angehöre, unter einem Baum ſah er lange dem Fluge des Ungeheuers zu und dachte bey ſich: Ach großer Gott der Schlachten, der du Himmel und Erde erbauteſt, nun ſtehe mir bey. Das iſt ja der leibhafte Teufel und von allen Drachen, die an den Wänden meines Vaters gewirkt ſind, kömmt keiner ihm gleich. Der du aller Wunder Gewalt haſt und Sonnenlicht und Blitz uns ſendeſt, in deſſen Huth wir alle ſtehen, Gott des Sieges, verleihe nun Sieg meinem guten Schwerte, daß ich dei-

nen Kampf mit dieſem Sohne der Nacht ruhmreich ſtreite.“ Mit dem, daß er ſo dachte, flog der Drache ruhig weiter und verſchwand hinter einem Berge.

Jetzt vernahm Siegfried plötzlich ein helles Glockengeklingel und den Hufſchlag eines Roßes. Er wandte ſich um und vor ihm auf der Wieſe hielt ein hohes rabenſchwarzes Roß, darauf ſaß ein ganz kleiner Reiter. Siegfried meinte anfangs, es müße ein Kind von viertehalb Jahr ſeyn und dachte, wie doch die Mutter ſo ſorglos ſeyn könne, das arme Kind auf dem hohen Roße in dem wilden Walde bey dem Drachen ſo allein herumreiten zu laſſen. Als er den kleinen Reiter aber näher betrachtete, erſtaunte er, wie ihm ein Bart weißer, denn der Alpenſchnee bis zum Gürtel herab wallte. Auch waren ſeine Glieder und ſein ganzer Wuchs nicht gethan, wie bey Kindern, ſondern in gutem Verhältniß, wie bey erwachſenen Männern. Der Kleine ſah mit ſeinem langen Barte ſehr ehrwürdig aus und ſchaute freundlich und ſchlau aus ſeinen kleinen hellen Augen hervor.

Sonſt war Roß und Reiter überaus ſchön und reich geſchmückt, desgleichen Siegfried nie in der Königsburg ſeines Vaters geſehen. Das Sattelzeug des Roßes war vorn mit Gold und hinten mit Silber beſchlagen, das Gold aber ausgelegt mit weißen, das Silber mit rothen Edelſteinen; und goldene und ſilberne Schellen hiengen an den Mähnen, fünfzig an jeder Seite und die gaben einen lieblichen Klang. Zu beyden Seiten des Roßes hieng eine Decke von Sammt herab, grün wie das Gras der Wieſen im Frühjahr. Auf der Decke aber war die ganze Erde abgebildet; ringsherum lief ein himmelblauer Saum, das große Weltmeer, darin ſchwammen Fiſche goldene und ſilberne und purpurne. In dem grünen Sammt ſelbſt aber waren mit Edelſteinen und Perlen allerlei Blumen, Thiere und Menſchen geſtickt, alles ſo klein und zierlich, daß man von Morgen bis Abend ſich nicht hätte ſatt daran ſehen können. Der Reiter trug einen ſilbernen Helm, oben auf der Spitze glänzte ein Karfunkel gleich dem Morgenſtern, rund herum aber lief eine goldene Krone. Seine Rüſtung war von weißem Stahl und darüber gebreitet ein weiter purpurner Königsmantel, den in der Mitte von Edelſteinen ein Gürtel in Geſtalt einer Schlange umſchloß. Zur Seite hieng ihm ein kleines Schwert mit einem Knopfe von Rubin. Vor allem aber glänzte der Schild, er ſchien aus lauter geſchmolzenen Edelſteinen gemacht. In der Mitte ſtrahlte die Sonne und um ſie herum ſieben Sterne, dazwiſchen liefen Kreiſe mit den Farben des Regenbogens. Der Schild hatte die Kraft, wenn man ihn vor ſich hielt, ſo konnte man durch ihn alles ſehen, ohne daß man ſelbſt geſehen wurde, ſo ſehr glänzte er. Siegfried aber ſtand ſtumm da und wußte nicht was dieſe neue Erſcheinung bedeuten ſollte.

„Sey mir gegrüßt, du ſtarker Held!“ hob zuerſt der Kleine an, „komme nur hinter den Bäumen hervor, du brauchſt dich nicht vor mir zu fürchten, ich führe nichts Böſes gegen dich im Sinne, vielmehr bin ich gekommen dir meine Treue und meinen Dienſt anzubieten und in jeder Gefahr dir beizuſtehen.“ „Nun,“ erwiederte lachend der Held, „vor die du kleiner Mann! habe ich mich nicht gefürchtet. Für deine Freundſchaft aber ſag ich dir

Dank, obſchon mir deine Hilfe in Gefahren von geringem Nutzen ſeyn möchte. Im hohen Gras kann man dich ja kaum ſehen und wenn du neben mir ſtehest, könnte ein Storch dich davon tragen mit Schwert und Schild, in der Meinung du wärſt ein Laubfroſch.“

Ueber dieſe Rede wurde der kleine Reiter etwas unwillig und ſprach: „Ei biſt du ja ſelbſt kleiner als die Rieſen und denkſt doch den Preis über ſie davon zu tragen! nun bin ich zwar klein und weiß doch viel mehr, als du; denn Siegfried, der Sohn König Siegmunds weiß meinen Namen nicht und leicht möchte er auch nicht wiſſen, wie ſtark ich bin. Ich bin aber hieher gekommen, dich aus dieſem Walde zu führen und das aus Dankbarkeit, weil du den grimmigen Lindwurm erſchlagen haſt, der mich und meine Leute in harter Dienſtbarkeit hielt. Denn wiſſe, ich heiße Eugleine und bin ein mächtiger und reicher König der Zwerge dieſer Berge.“

„Wohlan denn König Eugleine!“ entgegnete Siegfried, „zeige mir den Weg dahin, wo ich Ehre gewinnen mag, und mein Schwert ſoll dir immer zu Dank bereit ſeyn.“ „Ja,“ entgegnete der Zwerg, „wäre ich jetzt nicht gekommen, dann war dein Leben verloren; denn der Drache, der da oben hauſt, iſt von allen der furchtbarſte und er iſt es, der die ſchöne Königstochter vom Rhein gefangen hält. Aus ihres Vaters Burg führte er ſie hinweg und nun ſitzt ſie klagend und Hände ringend auf dem Drachenſtein. Außer mir kennt Niemand den Weg da hinauf, und nimmer wird ſie erlöſt, wenn Gott ſich nicht des armen Mägdleins erbarmt. Aber laß uns eilen ſonſt ſind auch wir verloren.“

Siegfried wurde bei dieſen Worten überaus frohgemuth, er ſprang aus den Bäumen hervor und ſchlug mit ſeinem Schwert dreymal in einen Stein, daß er von einander fuhr, wie Schwamm und dreymal ſchwur er: „Möge ſo das Schwert meiner Feinde meinen Leib zerſchneiden, wenn ich von hinnen kehre, ehe ich mit dem Drachen um die Jungfrau geſtritten.“

„Wenn dem ſo iſt, dann gib mir Urlaub,“ ſprach erſchrocken der Zwerg, „daß ich aus dem Wald komme. Denn hätteſt du die ganze Erde durchzogen, von da, wo die Sonne am Morgen aufgeht, bis dahin, wo ſie am Abend untergeht und hätteſt alle ſtarken Männer und alles Ungethüm bezwungen, daß ſie deinem Winke gehorchten, die Magd müßteſt du doch dieſem wilden Drachen auf dem Steine laßen.“ „Nein, du viel kleiner Mann! jetzt mußt du mich deiner Treue und deines Dienſtes genießen laſſen und ſo mir gewinnen helfen.“ „Das geſchieht mit nichten,“ entgegnete der Zwerg, „willſt du in den Tod reiten, ſo magſt du dir den Weg allein ſuchen, ich will dir keine Geſellſchaft leiſten. Willſt du aber mir folgen; Gold will ich dir dann geben und Perlen und köſtliche Kleinode, geſeyte Waffen und köſtliche kräftige Heilkräuter, dazu will ich dich auch manchen Spruch alter Weisheit lehren; aber zum Steine führe ich dich nimmer.“ Damit gab der Kleine ſeinem Roße die goldenen Sporn, Siegfried aber griff dem Pferde in die Zügel, und grimmig gemuth ſprach der Held: „Den Weg mußt du mir zeigen oder du reiteſt nicht

mit deinem Haupt von hinnen.“ So sprechend, griff er dem Kleinen nach dem Bart, der aber schlug und stieß gar gewaltig um sich, daß Siegfried sich ob seiner großen Stärke nicht genug wundern konnte. Ein gefeyter Ring gab dem Zwerg diese Stärke. Von Siegfrieds Stirne rann schon der Kampfschweiß in großen Tropfen herunter und noch immer konnte er des winzigen Streiters nicht Meister werden, das währte so lange, bis dem kleinen König während des Ringens der Zauberring vom Finger fiel. Nun faßte Siegfried das Männlein beym rechten Fuß, hob es aus dem Sattel und hielt es kopfunter wider einen Stein, sprechend: „An diesem Steine zerschmettere ich dir deinen eigensinnigen Kopf, wenn du mich nicht zum Drachen geleitest.“ Der Zwerg schrie recht kläglich au und weh und sprach: „stille deinen Zorn, du stolzer Held, ich will dir ja rathen in Treuen, so gut ich kann, wenn du mir nur meinen Kopf ganz läßt.“ Damit war Siegfried zufrieden und setzte den Kleinen wieder auf seine Füße.

Eilfte Aventüre.

Siegfrieds Kampf mit dem treulosen Riesen unter dem Drachensteine.

Nachdem der arme Zwerg wieder zu Athem gekommen, band er sein Roß gar behende an einen Baumstamm fest und lief dann vor Siegfried her, dem Drachensteine zu. Er schlüpfte über wildes Felsengeklüft, hinter Wasserfällen vorbey und durch hohle Felsen; bis er endlich an den Eingang einer Höhle kam. Sie sah aber so aus, wie Mimers Schmiede, nur daß Alles wilder und schauerlicher war. „Hier,“ sprach er, „wohnt Kuperan, ein König der Riesen, wenn der sich oben auf den Felsen stellt und sein Heerhorn erschallen läßt, dann sind ihm tausend Riesen zum Dienste bereit und alles Gezwerg weit umher in dem Gebirg und alle Waldgeister und alle Nixen in den Wassern sind ihm unterthänig; weil er unter allen Riesen der stärkste und grimmigste ist. Berge kann er mit seinen Gesellen versetzen und die Ströme über die Länder ausgießen, wie ihm gut dünkt, Schiffe versenken und Wälder ausreißen. Er hat mit dem grimmen Drachen einen Bund geschlossen und bewahrt den Schlüssel, der den hohlen Berg aufschließt. Hörst du, wie es dort in der Felsenhalle rauscht, als strömte ein wildes Bergwasser hindurch, das ist nichts anderes als sein Schnarchen. Noch ists Zeit, daß wir entkommen, wird er wach, so hebt ein hartes Spiel an.“

„Ei zu ſolchem Spiele,“ erwiederte Siegfried, „bin ich ja eben ausgezogen,“ und damit trat er zu der Halle und ſtieß in das Horn, welches davor hieng, ſo laut, daß die Felſen nah und fern davon wiederklangen. Der Zwerg ſprang erſchrocken in einen hohlen Baum. Der Rieſe ſchlief fort und rührte ſich nicht. Da ſtieß Siegfried zum anderen Mal mit ſolcher Macht in das Horn, daß alle Vögel in dem Walde ſtille wurden und in ihre Neſter flogen. Der Rieſe aber ſchlug die Augen nicht auf, er brummte nur in den Bart: „Wie ſummen heute die Weſpen ſo laut.“ Siegfried kehrte nun ſeinen Speer um und ſtieß damit den wilden Schläfer in die Seite. Mit geſchloßenen Augen ſchlug der Rieſe auf den Speer, meinend eine Weſpe habe ihn geſtochen. Das Eiſen bog ſich in Siegfrieds Hand um, das Ungeheuer aber ſchlief ſeinen dumpfen Schlaf fort. Da kniete der Held zu Häupten des Rieſen nieder und rief ihm mit lauter Stimme ins Ohr: „Wach auf, wach auf, du Rieſenfürſt, ein junger Wolf iſt in deinem Neſte.“ Jetzt richtete ſich das Ungeheuer taumelnd auf und blickte zornig den Helden an. Grimmig war ſein Anſehen; das Geſicht über und über mit rothen Haaren bedeckt. Alle ſeine Glieder waren übermäßig groß und ungefüg, die Augen rund und der Mund gieng faſt von einem Ohr bis zum andern und klaffte wie eine Felſenwand von einander. Zwey lange Eberzähne ſtanden daraus hervor bis zu ſeiner unförmlichen Naſe. Dieſes wilden Anſehens wegen führte er den Zunamen Wolfgrambär, denn er war hungrig, wie ein Wolf und grimmig, wie ein Bär.

„Was hat dich hieher geführt,“ ſchrie er mit den Zähnen fletſchend, „du junges Bübchen; nun weiß ich nicht, ob ich dich beym Kopf oder bey den Beinen hier in meiner Halle aufhängen ſoll, kleiner Wicht!“ „Das wolle Gott verhüten, du leichenhungriger Geier,“ erwiederte Siegfried unverzagt, um zu hängen bin ich wahrlich nicht hieher gekommen, das Schwert iſt mein Bruder, der Kampf iſt mein Spiel und die Gefahr meine Luſt. Drum gib die Jungfrau los, die du mit dem Drachen in hartem Leide gefangen hältſt, oder du ſollſt nieder ſinken zur Erde, und die Eichen aus deinem Schooße wachſen.“

Hartergrimmt wurde dem Rieſen da zu Muthe, einen Felſen hob er auf und ſchleuderte ihn gegen den Helden. Siegfried, der Schnelle aber ſprang lachend auf die Seite. Raſend vor Zorn ſchwang der Rieſe ſeine mächtige Stahlſtange mit aller Kraft, um ihn vom Scheitel bis zur Sohle zu ſpalten. Siegfried wich dem Streiche aus und die Stange ſpaltete den Felſen zu ſeinen Füßen und fuhr tief in die Erde dem Rieſen aus der Hand. Wie er ſich bückte, um ſie herauszureißen, ſprang Siegfried herzu, ſcharfe Streiche in großer Eile auf ſeinen Arm führend, während die Hunde grimmig auf ſeine Füße losfuhren und an ihm aufſprangen. Der Ergrimmte, faßte einen nach dem anderen und ſchleuderte ihn weit ins Thal hinein; aufs Neue erhob er ſeine Stange, aber das Blut floß in vollem Strome aus mancher tiefen Wunde, daß er ſie ermattet wieder ſinken ließ und ins Innere ſeiner Höhle zurückwich.

Hier verband er ſeine Wunden und warf ein eiſernes Ringkleid um, das die Zwerge

ihm geſchmiedet und in Drachenblut gehärtet. Zur Seite band er ein Schwert, breit und lang nach dem Maße ſeiner Hand, an der Spitze hinauf lief eine Schlange und wo die hinziſchte, da fuhr der Tod hinein und das Leben hinaus. Ueber den Kopf ſtülpte er einen Helm von ſchwarzem Stahl in Drachengeſtalt. Der Schild, den er umhieng, war eiſenbeſchlagen und ſo groß, daß er einen Reiter mit ſammt dem Roße darauf in die Höhe heben konnte.

Alſo ausgerüſtet trat er mit einer vierſchneidigen Stahlſtange, die bey jedem Schlage wie eine Glocke klang, hervor. Zornig rief er den harrenden Siegfried an: „Sage mir du kleiner Mann, was hab ich dir angethan, daß du hieher kamſt, mich in dem Schlafe zu morden.“ „Das lügſt du, wildes Ungeheuer, habe ich dich nicht ſelbſt zum Kampfe aufgeweckt, da ich dir mein Schwert ins Herz ſtoßen konnte?“ Der Rieſe entgegnete: „Zum Tod hat dich gewieſen, wer dich zu mir wies; das ſollſt du erfahren, ehe die Sonne hinter den Bergen iſt. Und wären deiner zehn, ich wollte euch allen ein Hemd anziehen, das ihr nimmer auszöget.“ „Ei ſo ſchlag nur zu,“ rief Siegfried ungeduldig, „ſiehe dich aber wohl vor, denn ſchon Mancher hat noch groß gethan, als ihm ſchon die Raben auf dem Helme ſaßen und nach den Augen hackten.“

Jetzt liefen die beyden einander an und ſchlugen ſo gewaltige Schläge, daß das wilde Feuer aus den Schilden fuhr und die Adler hoch in den Felſen und die Wölfe tief in den Schluchten ihre Beute fahren ließen und heulend flohen. Der Rieſe ſchlug aber immer fehl, denn er war von Natur ſchwerfällig und ungeſchickt und die Wunden hatten ihn gelähmt, Siegfried aber traf ihn mit ſolcher Eile Schlag auf Schlag, als ob er zehn Schwerter in der Hand führte. Wie ein Zimmermann hieb er die Fetzen von dem großen Schilde herunter. Kuperan hatte nur noch die Riemen in der Hand, über und über von Blut triefend begann er zu wanken, wie eine mächtige Eiche, bis er endlich flehentlich ausrief: „halt ein, halt ein, allzu tiefe Wunden ſchlägt dein kurzes Schwert. Ich habe deine Mannheit erprobt, und kann den Sieg nicht über dich gewinnen. Schenke mir darum das Leben, du ehrenreicher Held, meine Waffen und mich ſelbſt magſt du dir dann zu eigen nehmen.“ Siegfried erwiederte ihm: „Wohlan denn, doch das iſt mein Erſtes, was ich von dir begehre, daß du mir getreulich die Jungfrau auf dem Steine befreien hilfſt.“ So endete dieſer Kampf und beyde ſchwuren ſich einander zu: der Rieſe, daß er dem Helden in allen ſeinen Fährlichkeiten treu dienen und Siegfried, daß er ihn des Kampfes nicht wolle entgelten laßen.

Aber der Rieſe war eines treuloſen Sinnes und dachte bey ſeinem Eide auf nichts Anderes, als wie er ihn am beſten zu Siegfrieds Verderben brechen möge; Siegfried dagegen ſprach arglos zu ihm: „Deine Wunden, armer Geſelle, thun mir wahrlich wehe, ich will ſie dir verbinden, ehe wir den Stein hinanſteigen.“ So ſprechend zerriß er ſein eigenes Gewand und band es um die Wunden des tückevollen Rieſen und beyde machten

ſich dann auf den Weg. Eugelein, der Zwergenkönig, ſchlüpfte auch aus ſeinem hohlen Baume hervor und lief hinter ihnen her, doch ohne daß ihn Jemand ſah, denn er hatte ſein Nebelkäppchen auf, das machte ihn unſichtbar. Siegfried gieng voran, ihm folgte Kuperan, der Treuloſe.

Der Weg führte ein enges Felsthal hinan. Jenſeits ſtanden auf dürrem Steinboden verkrüppelte Eichen und Buchen, etwas weiter erhoben ſich halb verdeckt durch die Bäume nackte ſchroffe Felsmaſſen, vom herabrinnenden Waſſer ausgehöhlt und ausgefreßen. Zur Rechten ſtürzte ſenkrecht eine glatte Steinwand hinab und in der Tiefe rauſchte über Felſen ſchäumend ein wilder Bach. Einen Bogenſchuß vorwärts war das Thal durch eine andere ſchroffe hundert Klafter hohe Felswand geſchloßen; über die der Bach hinabſtürzte gerade hinunter in die Tiefe gegen die Felsblöcke.

Der Rieſe hob ſeine Hand auf und zeigte auf einen Felſenſpalt in der Höhe mit den Worten: „Siehſt du dort hinter dem Waſſerfall die Höhle, dort ſteigen wir hinein.“ Während Siegfried hinſchaute, holte der Tückiſche mit ſeiner Hand von hinten aus und ſchlug dem Sohne König Siegmunds auf den Helm, daß er beſinnungslos niederſtürzte auf ſeinen Schild, und geſtreckt da lag, in all ſeinen Gebärden wie ein Todter.

Der Rieſe bückte ſich zu ihm nieder, um ihn die Felswand hinabzuſtürzen in das tobende Waſſer der Tiefe, aber die Hunde des Helden fielen wüthend über ihn her und Eugelein, der kluge Zwerg, ſprang hurtig herzu und ſetzte dem Ohnmächtigen eine Nebelkappe auf und trug ihn unter die Bäume zur Seite.

Der Rieſe war ſehr verwundert, da er auf einmal ſeinen Feind verſchwunden ſah. Er ſchaute nach allen Seiten um und meinte dann, er müße durch den Schlag vom Felſen heruntergeſtürzt ſeyn und dahin wollte er ihm auch die wüthenden Hunde nachſenden. Dieſe aber wohlgeübt im Kampfe mit Raubthieren wichen ſchlau und behend zurück, wenn er ſich niederbückte um ſie zu faßen; wenn er ſich dann wieder mühſam aufrichtete, ſprangen ſie ihm bellend und beißend zwiſchen die Beine. Der Rieſe hatte ſich eben wieder gebückt, und den einen ſchon bey der Kehle feſtgepackt, um ihn über den Felſen hinabzuwerfen, als der andere, wie er es auf der Eberjagd gewohnt war, ſich ihm ins rechte Ohr feſt biß und ihm über den Rücken auf die linke Seite ſprang. Alſo riß er den Rieſen am Ohre hin und her. Wolfgrambär mußte mit verdrehtem Kopfe immer vorwärts ſchauen und fieng furchtbar zu brüllen an, daß die Thäler wiederhallten. Dieſer Tanz währte ſo lange bis das Ohr ausriß, da wollte der Rieſe den Hund aufs neue faßen. Er war aber mit dem an die Stelle gekommen, wo Siegfried mit der Nebelkappe lag und ſo bekam er ſtatt des Hundes den Kopf des Zwergen in die Hand, der alſobald erbärmlich zu ſchreien anfieng. Siegfried erwachte wieder aus ſeiner Betäubung, ſprang auf, warf die Nebelkappe nieder und ſchlug mit ſeinem ſcharfen Schwerte dem Rieſen eine Wunde in den Hals, daß er den Zwergen ſogleich fahren ließ. Schon hatte er wieder ſein Schwert geſchwungen, dem Eid-

brüchigen den Todesſtreich zu geben, als dieſer ihm in der Rechten einen goldenen Schlüßel vorhielt und ſprach: „Halt ein, oder ich werfe den Schlüßel hinab und nimmer kömmſt du alsdann auf den Drachenſtein zur Königstochter; denn auf der ganzen Erde iſt kein anderer Schlüßel als dieſer, der das künſtliche Schloß aufſchließt.“ Siegfried ließ da ſein Schwert ſinken und ſchenkte dem Trugvollen noch einmal das Leben.

Zwölfte Aventüre.

Von den groſsen Wundern, die Siegfried in dem Drachenſteine geſehen.

Durch die Treuloſigkeit des Rieſen gewarnt ließ Siegfried ihn jetzt vorangehen und ſo kameu ſie zu der Höhle, welche hinter dem hoch herabſtürzenden Waſſer ganz verborgen war. Hier mußten ſie zuerſt acht Klafter tief hinabklettern, dann ſcharrte der Rieſe Erde und Laub vom Boden hinweg, und ein großes eiſernes Schloß wurde ſichtbar; er ſchloß es zur Hand auf und hob die ſchwere Platte in die Höhe, unter der eine ſteinerne Treppe hinablief. Kuperan hielt den Stein in der Hand und hieß Siegfried vorauſchreiten. Der Held aber ſah ihn zornig an und ſprach: „Denkſt du denn, ich hätte deinen Verrath ſchon vergeßen, daß du mir die neue Falle aufſperrſt. Er nahm den großen Schlüßel aus dem Schloße und trieb damit den Rieſen vorwärts, daß er ganz eilig die Treppe hinablief, Siegfried aber und der Zwerg ſchritten hinter ihm her.

Sie kamen durch lange Gänge, die bald rechts, bald links führten und ſo ſtiegen ſie allgemach den Berg hinan. Auch an manchen Seitengängen kamen ſie vorbey, die nach allen Richtungen hinauf und hinunter liefen und wer hier keinen Beſcheid wußte, der mußte ſich ſicherlich verirren, dieweil man viele Tage lang da unten herumlaufen konnte, ohne einen Ausgang zu finden. Gewißlich hätte der Rieſe den Helden auf Irrwegen zu einem dunklen Abgrunde geführt, wo er hinabgeſtürzt wäre und entweder an den Felſen ſeinen Kopf zerſchmettert hätte oder unter giftigen Schlangen vor Hunger und Durſt geſtorben wäre; aber der Wortloſe fürchtete ſich vor dem Zwergen, der des Berges wohl kundig war.

Längſt den Wänden ſah Siegfried allerlei ſchwarze Thiergerippe von furchtbarer Geſtalt und ungeheurer Größe. Der Zwerg ſagte ihm, das ſeyen die Drachen, die ſeit manchem Jahrhundert hier in dem Gebirg mit den Rieſen im Bunde gehauſt. Einige von ihnen hielten noch die Leichengerippe in den Krallen, die ſie im Tode nicht losgelaßen;

andere ſperrten noch den Rachen auf, um Flammen und Gift zu ſpeien. Weiter gehend kamen ſie in eine Halle, die ſo hoch war, daß die höchſte Eiche nicht an das Gewölb gereicht hätte. In ihrer Mitte brannte ein dunkelrothes Feuer und rings umher ſtand ein Kreis blutiger Opferſteine. Das iſt das große Grab der Rieſen, ſprach Engelein. Und Siegfried ſah die Leichen auf ihren ſteinernen Schilden mit ſteinernen Keulen in zwey langen Reihen liegen. Auf den Opferſteinen bey dem Feuer wurden ihre Gefangenen als Todesopfer geſchlachtet und das Blut beym Leichenmahle getrunken.

Sie giengen nun wieder durch manchen Gang, bis ſie in einen Saal eintraten, der alſo glänzte, daß Siegfried anfänglich ſeinen Schild vor die Augen halten mußte, um nicht geblendet zu werden. Der Saal ſah aus wie eine große Laube, die Wände waren leuchtende Bäume, die ihre Aeſte und Blätter dicht in einander ſchlangen. Silberne und goldene Früchten ſtrahlten hell aus dem dunklen Laube hervor und Schlingpflanzen aller Art rankten ſich um die Stämme. Es waren das alles keine Gewächſe, wie ſie oben auf der Erde wachſen, ſondern lauter köſtliche und ſeltene Metalle, die im Innern der Erde ſproßen. Das Schönſte aber waren die Blumen, welche ringsum auf dem Boden in tauſend bunten Farben blühten. Es waren die reinen Edelſteine, die in den Bergſchachten verborgen liegen. Kleine zierliche Männlein, Elbe und Zwerge trippelten in großer Eile hin und her, den Blumen zu warten, die Bäume zu begießen und die Früchte zu pflücken. Sie trugen Kleider, weiß wie der Tag und ſahen in großer Eilfertigkeit gar nicht auf.

Aus dieſer Halle trat Siegfried in eine zweyte von lauter klaren Kryſtallen erbaut. In ihrer Mitte ſtanden durchſichtige Säulen in zwey Reihen und daraus ſchoß lichtes Waſſer hervor und bildete kunſtreiche Bogengänge in allerlei Farben. Den Fuß der Säulen aber zierten koſtbare Muſcheln, aus denen Waſſerpflanzen aufſproßten, die mit ihren Blumen die Säulen umſchlangen. Kleine Waſſermännlein ſchauten unter den Blättern hervor und hielten Blumen im Munde, aus denen ſie ſpielend das Waſſer hervorbliesen. Unten in dem grünen Graſe ſaßen Waſſerfräulein und kämmten die langen naßen Haare. Andere ſpielten Zither und ſangen liebliche Lieder dazu, während ihre Schweſtern um die Säulen in zierlichen Reigen tanzten. Gar ſeltſam und ſüß klangen die Töne und die Lieder, daß wer ſie einmal gehört, ihrer nimmer vergeßen konnte. Die dritte Halle, welche dieſer folgte, war von himmelblauem durchſichtigem Jaſpis. An der Decke ſtrahlten die goldenen Sterne und Sonne und Mond ſaßen auf leuchtenden Pferden und ſpielten Ball mit dem Morgen- und Abendſtern. Ganz oben ſaß ein mächtiger Adler; wenn der ſeine Flügel ausbreitete und damit ſchlug, dann wehten die Lüfte bald lauter, bald leiſer durch die Halle und ringsum fiengen viele Vögel zu ſingen an. Der Rieſe aber klagte jetzt, daß er ſeiner Wunden wegen ſich hier ausruhen müße, ſie ſetzten ſich alſo nieder und während Siegfried ſich verwundert umſchaute, ſprach Engelein, der Zwergenkönig: „Das mag dich wohl Wunder nehmen, wie ein wilder Drache ſo ſchöne Prachtgemächer haben kann, da ſeine Wohnung

Wie Arabien leicht die Fürsten! doch wehe ihrer Macht!
Wenn Tullverführt sie durften nach falschem Gold der Nacht.

die finſtere Nacht iſt und ſein Lager das dunkele Feuer der Hölle. Aber du wirſt noch einen anderen Saal ſehen, der dieſe überſtrahlt, wie der Mittag den Morgen. Die Säle hier ſtellen die Elemente dar, und manches Jahrhundert haben viele tauſend fleißiger Zwerge an dieſem Palaſt gebaut und vom Morgen bis zum Abend kam ihnen der Hammer nicht aus der Hand. Jetzt aber gehört alles dem hölliſchen Drachen, dem wir dienen müßen und wirſt du ſeiner nicht Meiſter im Streite, dann wird er uns alle mit ſeinem Giftfeuer tödten und die Jungfrau iſt unrettbar verloren.

Doch ſo war es nicht immer, wie mir meine Väter berichtet haben. Es war eine Zeit, wo ſelige Geiſter auf Erden in Freude und Eintracht in himmliſchen Wohnungen des Lichtes lebten. Noch wurde kein breites Schwert und kein ſpitzer Dolch geſchmiedet, noch raun der Schweiß harter Dienſtbarkeit nicht von unſerer Stirne. Nur Opferſchaalen kamen aus den Eßen, auf denen reiner Weihrauch zum Himmel ſtieg. Das Leben war eine Luſt und die Arbeit ein Spiel und auf leuchtenden Stühlen thronten die Aſen, die Väter der Menſchen und laſen in ehrnen Tafeln die heiligen Sprüche der ewigen Weisheit und die Geſetze des unerforſchlichen Gottes, deſſen Name kein Mund auszuſprechen wagt.

Aus dem Schooße der Nacht aber, wo aus uraltem Eiſe die dunklen Flammen aufqualmen, ſtieg da Loki, der Fürſt der Finſterniß, empor. In ſchöner Geſtalt, mit lächlendem Antlitz und verlockender Rede trat der alte Läguer vor den Stammvater. Er glaubte ſeinen glatten Worten und ſie gelobten einander Brüderſchaft und miſchten deß zum Zeichen ihr Blut. Das war aller Uebel Anfang. Der Betrogene wußte nicht, daß der alte Neiddrache, der Feind der Götter und Menſchen, der Vater der Finſterniß, ihn aus Herz gedrückt und ihm ſeinen giftigen Athem eingeblaſen hatte. Und es entſtieg dem Schooße derſelben Nacht, wo bey den Feuerdrachen die wilden Rieſen wohnen, eine böſe Zauberjungfrau. Sie war in allen ſchwarzen Künſten wohlerfahren, hatte mit Wölfen geſpielt und mit den Schlangen giftige Zaubertränke gekocht. In reizender Geſtalt trat auch ſie vor die Väter und auf ihrer Stirne glänzte ein reiches Geſchmeide von Gold, das ſie durch Zaubermacht aus entwendetem himmliſchem Lichtglanze geſchmiedet hatte. Und wie die Väter ihr in das glühende Auge ſahen und wie der ſchillernde Glanz des falſchen Goldes ihren Blick feßelte und wie der liſtige Läguer ihnen zuflüſterte, da erwachte in ihrem Herzen die Begier, der Neid und die Zwietracht. Da wurden alle Eide und Treugelübde vergeßen und die erſte Schlacht auf Erden geſchlagen. Seit dem aber ruhet ein ſchrecklicher Fluch auf dem verlockenden Zaubergolde, das der Grund des Unheils war.

Wohl wollten die Väter, als ſie wieder zur Beſinnung gekommen, die Zauberin mit ihrem trügeriſchen Gute im Feuer vernichten; dreymal aber ſtieg die arge Zauberin unverſehrt und hohnlachend aus den Flammen wieder hervor. Als ſie vom Speere durchbohrt wieder in die Gluth geſtoßen wurde, trat der liſtige Verführer zu dem Feuer, er riß ihr das halbverbrannte Herz aus der Bruſt und verſchlang es. Mit dem Herzen war er im

Beſitze all ihrer Zauberkräfte und Zauberkünſte; aber auch all ihre Bosheit, ihre flammende Gier und ihre wilde Luſt hatte er in ſich hineingefreßen; alſo daß das Feuer der Hölle in ſeiner Bruſt immer dunkler und wilder braunte und er einzig darauf ſann, wie er Himmel und Erde damit in einem großen Weltbrande verderben könne. Seine glänzende Geſtalt aber legte der Heuchler nicht ab, damit er um ſo ſicherer Allen das Verderben bereiten könne.

Er geſellte ſich nun zu einem Rieſenweibe, einer böſen Hexe, der Tochter der uralten Nacht, die ſtets Unheil brütete und Unheil verkündete. Mit ihr erzeugte er drey Ungeheuer, die den Himmel und die Erde bedrohen und von daher ſind alle Ungeheuer in die Welt gekommen. Sein erſtes Kind war die giftglänzende große Welrſchlange, die im Grunde des Meeres verborgen ihren Ring um die Welt ſchlingt, in dem Munde den Schweif hält und Alles verſchlingt, was ſich ihr naher. Trocknet ihr das Waſſer zu ſehr aus, dann wälzt ſie ſich in raſendem Grimme und die Erde erbebt von ihren Zuckungen. Das zweyte Ungeheuer war der große Wärwolf des Abgrunds, dem kein anderer an Grimm und Stärke gleichkommt. Mit der Naſe ſchnaubt er Feuer und aus den Augen ſprüht er Feuer und droht mit ſeinem finſtern Rachen Sonne und Mond zu verſchlingen. Das dritte Kind, was die beyden mit einander erzeugten, war die Fürſtin der Unterwelt und des Todes. Grauen wohnt in ihrem Blicke, ihr Reich ſind die Thäler, wo nie die Sonne ſcheint, und die Nebel ewiger Nacht liegen.

Dieſe drey Kinder ließ er bey den Rieſen in dem Nachtlande aufziehen, wo ſie zur entſetzlichſten Stärke und Größe heranwuchſen. Er ſelbſt aber verkehrte in mancher Geſtalt mit den Stammvätern und ſäte allenthalben Gift und Verderben.

So zog er einſt mit Odin und Häner aus, die Erde zu durchwandeln. Da kamen ſie an ein Waſſer, der Andvariwaſſerfall genannt und in dem Strome ſaß eine Otter, die ſich Fiſche fieng und ſie mit großer Gier verſchlang. Es war aber keine wirkliche Otter, ſondern der Sohn eines mächtigen Zauberers und ein Bruder des böſen Schmieden Mimers und Fafners des Drachen, der hier auf dem Steine hauſt. Fiſchfang und Waidwerk war ſeine einzige Luſt und da wandelte er ſich täglich in eine Otter um und fieng ſich in dem Strome Fiſche, die er dann nach Hauſe brachte und blinzelnd in einer einſamen Ecke aß. Eben hatte er ſich einen Fiſch erſchnappt und verſchlang ihn, als der falſche Loki, der wohl wußte daß es ein Menſch war, einen Stein aufhob und ihn todt warf. Seine Begleiter freuten ſich der Beute und zogen ihr den Balg herunter. Nun aber traf es ſich, daß ſie am Abend gerade bey dem Vater, dem alten Zauberer, Namens Reidmar einkehrten. An dem Balge und ihren blutigen Händen erkannte er alſobald, daß ſie ſeinen Sohn erſchlagen. Mit Hülfe der Söhne nahm er ihnen ihre Waffen, machte ſie zu Gefangenen und drohte ſich an ihnen zu rächen, wenn ſie ihm nicht zur Sühne den Balg der Otter innen mit Gold füllten und außen damit belegten, ſo daß man kein Haar mehr davon ſähe.

Odin und Häner mußten bey ihm zurückbleiben, den Loki ſandten ſie aber aus, das

Dem Schooß der Nacht entstiegen die Zauberin lockend naht
Durch falschen Schein zu trügen der Väter heiligen Rath.

Gold herbey zu ſchaffen, weil er der Liſtigſte war. Er gieng wieder zu dem Waſſerfalle und fieng da einen Zwergen, der den reichſten Hort, von dem Menſchen wiſſen, in ſeiner Höhle verwahrte. Unermeßliches Gold und Edelſteine waren nicht das Herrlichſte dieſes Hortes; es war dabey ein wunderbarer Helm, deßen Anblick alles Lebendige zittern macht, eine Tarnkappe, die Unſichtbarkeit und Stärke verleiht und das Schwert Balmung, vor dem kein Schild ſchützet. Das Köſtlichſte jedoch war ein goldner Ring von wunderbarer Kraft, wer ihn beſaß, dem gieng nie das Gold aus, es mehrte ſich ihm immer nach Wunſch. Der Ring aber war von dem falſchen Golde gemacht, das einſt die Zauberin aus dem Schooße der Nacht zur Verführung gebracht, um deßwillen die Eide gebrochen und das erſte Blut in der Schlacht vergoßen worden. Auf ihm ruhte darum auch der alte Fluch und wer ihn beſaß, dem gereichte er zum Unheil.

Den ganzen Schatz mußte der gefangene Zwerg aus ſeiner Höhle bringen, weil Loki ihn ſonſt zu ermorden drohte. Den Zauberring jedoch verſteckte er unter dem Arme. Loki aber ſah den hellen Glanz des Goldes und verlangte auch ihn, der Zwerg bat ihn ſehr flehendlich; er möge ihm von allen Schätzen nur dies einzige Kleinod laßen, Loki aber hatte kein Erbarmen und nahm ihm auch den Ring. Da gieng der Zwerg in ſeine Höhle und that einen furchtbaren Fluch über den Hort, daß er keinem zum Glück, und über den Ring, daß er jedem, der ihn beſäße, zum Tode gereichen ſollte.

Mit dem Schatze kehrte nun Loki zurück und ſie füllten damit den Otterbalg, ſtellten ihn auf die Füße und hüllten ihn dann rings um in Gold ein. Reidmar beſah den Balg und gewahrte daran noch ein Barthaar. Habgierig verlangte er, daß auch dieſes mit Gold verhüllt würde. Odin zog den verhängnißvollen Ring der Zwietracht vom Finger und indem er das Haar verhüllte, wiederholte Loki den Fluch des Zwergen. Reidmar ließ ſie nun ihres Weges weiter ziehen und ſeit dem heißt dieſer Schatz der Hort der Nibelungen; denn Reidmars Geſchlecht war ein Geſchlecht der Nacht und ſie hießen die Nibelungen.

Es währte nicht lange, da traf der Glanz des Goldringes das Auge Fafners und es ſtieg in ihm das Verlangen nach dem Gute auf; denn er war der gröbſte und grimmigſte von den Brüdern und wollte alles ſein nennen, was da war. Er ſtiftete auch Mimer ſeinen Bruder auf und ſie giengen zu dem Alten und verlangten ihren Theil von der Sühne. Reidmar aber weigerte ſich das Gold herauszugeben und verbarg es unter ſeinem Lager, damit es ihm nicht von den Söhnen entwendet würde und Tag und Nacht war der Hort ſeine Sorge und ſeine Angſt.

Dem Fafner aber gieng der Ring nicht aus dem Sinne. In einer finſteren Stunde ſchlich er ſich zu dem Lager des Vaters hin, zog das Schwert Balmung daraus hervor und ſtieß es dem ſchlafenden Vater ins Herz. Als Reidmar, der alte Zaubrer, ſah, wie der treuloſe Sohn über das Gold herſtürzte, da wiederholte auch er ſterbend den gräßlichen Fluch, den er von Loki vernommen und foderte ſeine Töchter auf ſeine Ermordung zu

rächen. Sein letztes Wort war eine schreckliche Verwünschung, die er über den Sohn ausstieß. Die Fluchworte des sterbenden Vaters aber hatten Kraft und Fafner wurde augenblicklich in einen grimmigen Feuerdrachen verwandelt. Die Flammen glühender Gier und das Gift verzehrenden Neides schoßen aus seinem Rachen. Nichts kann seitdem seinen Durst stillen; es treibt ihn immer zu neuem Raub und Mord fort.

Mimer, sein Bruder, verlangte von ihm seinen Antheil von dem blutigen Erbe; als Fafner finster blickend ihn abwies, da schwur er ihm den Tod und darum hat er dich zu ihm hingewiesen und sein Blut zu trinken und sein Herz zu essen begehrt, weil auch ihn nach dem Golde des Fluches gelüstete. Loki, der listige tausendgestaltige Betrüger, der auch dies Unheil angerichtet, entgieng der furchtbaren Strafe seiner Frevel nicht. Er verübte noch manche ruchlose Wolfsthat und wurde immer trotziger und übermuthvoller bis er das Gräßlichste vollbrachte, das je des Menschen Herz ersonnen. Odin, der Vater der Asen, hatte einen Sohn, sein Antlitz leuchtete wie die Sonne, Alle erfreute sein milder klarer Blick, und süß und weise waren seine Reden und jedes seiner Worte gieng in Erfüllung. Vor dem Lichte, das von seinem Antlitz strahlte, wich das Unreine und floh die finstere Sünde. Er ward darum Balder, der Gute, genannt, und von allen Wesen, vernünftigen und vernunftlosen, geliebt und gepriesen. Keinen haßte deshalb Loki, der Finstere, Böse mehr als diesen und er wünschte sich lieber selbst den Tod, als daß er Jenem das Leben gönnte.

Böse Träume schreckten da den guten Balder. Das große Unglück ahnend, sandten die Asen Frigga, daß sie von allen Wesen der Erde: von Bäumen und Thieren und Steinen, von Krankheiten, Giften und Schlangen einen Eid nähme, daß sie Balder, dem Guten, der alle erfreute, nicht schaden wollten. Alle gelobten es ihr und nun stellten hocherfreut die Asen den leuchtenden Jüngling in ihre Mitte und warfen nach ihm zum Spiele mit scharfen Speeren und spitzen Steinen. Nichts verletzte ihn, denn heilig war er allen Wesen.

Loki stand auf der Seite und blickte mit neidischem Auge dem Spiele zu. Dann warf er ein Frauenkleid über; gieng zu Frigga und erzählte mit verstellter Freude ihr von dem Spiele der Asen und fragte sie listig, ob alle Wesen ihr den Eid geleistet und ob sie keines vergeßen. Frigga sprach: „Oestlich von Walhalla wächst ein Mistelreis, ich gieng daran vorüber, weil es mir allzu zart schien.“ Kaum hatte Loki das Wort vernommen, so gieng er alsbald hinweg und schnitt sich von dem Bäumlein eine Ruthe zum Pfeile herunter. Er kehrte wieder zu den Spielenden zurück und trat zu Hödur hin, der abseits stand und nicht mitspielte, weil er blind war. Ihm gab er den Pfeil in die Hand, und sagte, daß auch er dem geliebten Balder zu Ehren einen Wurf thun möge, er wolle seinen Arm führen. Der Betrogene schleuderte den Pfeil und Balder stürzte durchbohrt todt zur Erde nieder. Da wurden die Asen stumm vor Kummer und Schrecken und Einer blickte sprachlos den Anderen an; denn sie erkannten an Balders Tod ein Vorzeichen ihres eigenen

Verderbens und des Unterganges dieser ganzen sichtbaren Welt, weil der Fluch auf ihr laste, durch den Bösen, den sie in ihre Mitte aufgenommen und mit dem sie ihr Blut gemischt, doch verbot ihnen Odin Rache an dem Uebelthäter zu nehmen, weil der Ort eine geheiligte Friedensstätte war.

Mit großem Wehklagen verbrannten sie die Leiche auf dem Meere, alle Geschlechter der Menschen, selbst die Riesen von den Eisbergen kamen, der Leichenfeyer beyzuwohnen. Nanna, Balders Gemahlin, sprang vor Kummer das Herz und sie wurde ihm zur Seite verbrannt. Zuletzt trat Odin zu der Leiche und flüsterte ihr ein Wort ins Ohr. Niemand weiß, wie dieser Scheidegruß geheißen. Es sagen aber Einige, er habe ihm von einem fröhlichen Wiedersehen gesprochen.

Hierauf schickten die Asen Balders Bruder Hermodur hinab zur bleichen Göttin der Todten, um sie anzuflehen, daß sie den Ermordeten der Oberwelt wieder zurückgäbe. Hermodur ritt neun Nächte durch die tiefen Schattenthäler, die zu dem Leichenreiche hinabführen. Dann kam er an einen Strom und ritt über eine goldglänzende Brücke; eine Jungfrau trotzigen Blickes hütete dort mit Schild und Schwert den Uebergang. „Was willst du hier, rief sie ihn an, fünf Leichenschaaren ritten gestern hier hinüber und die Brücke erbebte nicht also; du hast nicht den Blick der Todten.“

Als Hermodur ihr von Balder sagte, hieß sie ihn weiter reiten immer gegen Mitternacht. Er kam an eine Burg, sprengte mit dem Roß über das hohe Gitterthor und trat in die Halle der leichenfarbigen Fürstin. Um sie her standen die Jungfrauen, die die Sterbenden hinabgeleiten, hinter ihr saß ein rother Hahn und ihr zu Füßen lagerte der Schmerz, die Ermüdung und die Entkräftung. Dort sah er den Balder und seine Gemahlin obenan sitzen. Auf seine Bitte aber erwiederte die Leichenfürstin: „Jetzt kann ich erproben, ob es wahr ist, was der Ruf verkündet, daß Balder so sehr von Allen geliebt wird. Die Rückkehr zum Lichte soll ihm gestattet seyn, wenn alle Wesen, die lebendigen wie die leblosen, seinen Tod beweinen.“ Balder gab seinem Bruder einen wundervollen Ring für Odin mit, daß er seiner gedenke, dann schieden sie und Hermodur kehrte zu den Asen zurück.

Diese sandten alsbald ihre Boten in die weite Welt hinaus zu allen Wesen, sie zu bitten, den Balder mit ihren Thränen zu erlösen. Die ganze Natur, alle Vögel des Waldes, alle Blumen des Feldes und alle Thiere der Erde klagten da um den Ermordeten, der ihre Lust und ihr Trost gewesen. Schon kehrten die Boten freudig heim, als sie in einer Höhle eine scheußliche Riesin sitzen fanden. Und diese sprach zu ihnen: „Keine Thräne mag ich um den vergießen, deß Leben und deß Tod mich nicht kümmert. Behalten soll ihn die bleiche Fürstin der Schatten.“ Aus dieser Rede glaubten die Boten zu erkennen, daß es kein anderer als der arge Loki war, der alte Mörder und Lügner, der die Erlösung Balders vereitelte und traurig kehrten sie heim.

Loki aber getrieben von Furcht vor Strafe und von den Schreckbildern seiner Frevel ver-

folgt, floh von dannen auf einen Berg. Dort baute er ſich ein Haus mit vier Thoren nach den vier Winden. Nachts wachte er dort, des Tags aber wandelte er ſich in einen Fiſch und verbarg ſich in einem Waſſerfalle. Weil er aber fürchtete, daß ſie ihn hier fangen möchten, ſo machte er ſich ſelbſt das kunſtreichſte Netz, um ſich zu üben ſeinen Schlingen zu entkommen. Aber in dem eigenen Netze ſollte ſich die Bosheit fangen; denn wie er eben daran ſtrickte, kamen die Aſen. Schnell warf er das Netz ins Feuer und ſprang in das Waſſer. Doch die Aſen ſahen noch im Feuer die künſtlichen Schlingen ſeines Zaubernetzes und machten ſogleich ein ganz ähnliches, ſo breit wie der Strom, in dem er ſich verborgen. Sie ſpannten es aus und giengen damit das Waſſer entlang die liſtige Schlange zu fangen.

Loki ſchwamm vor dem Netze her und verbarg ſich zwiſchen zwey Steinen und das Netz gieng über ihm hinweg. Doch konnten ſie ſpüren, daß etwas Lebendiges unten daran gerührt hatte. Darum banden ſie ſchwere Kugeln daran und das Garn ſenkte ſich nun ſo tief auf den Grund, daß Loki nicht darunter hinwegſchlüpfen konnte. Er ſchwamm fort bis zur Mündung des Stromes; da ſahen ſie ihn plötzlich hinüberſpringen und zum Waſſerfall zurückſchwimmen. Sie kehrten alſo zum dritten Mal zurück, theilten ſich in zwey Schaaren und Einer von ihnen, Thor, der Starke, gieng mitten durch den Strom. Loki wurde wieder bis zum Meere hinabgedrängt, er fürchtete ſich jedoch hineinzuſchwimmen und ſprang wieder in die Höhe. Da faßte Thor ihn blitzſchnell; glatt aber, wie er war, witſchte er ihm durch, doch am Schwanze blieb er hangen.

Sie trugen ihn ſogleich in eine finſtre, tiefe Höhle, und richteten dort drey Steine auf, durch die ſie ein Loch bohrten. Ein Sohn Lokis fraß da, in einen Wolf verwandelt, ſeinen Bruder auf und mit den Därmen dieſer hölliſchen Brut banden ſie den Vater an den Steinen feſt, denn kein ander Band mochte ihn halten. Dann trat eine Rieſin herzu, deren Vater er ermordet, und hieng über ihm eine giftige Schlange auf, die ihr brennendes Gift auf ſein Antlitz träufelte. Doch ließen die Aſen Sigyn, ſein Weib, bey ihm, daß ſie ihm in der Qual beyſtünde. Sie hält von dem an eine Schaale unter die Schlange und fängt das Gift auf. Nur wenn ſie hinausgeht, um die volle Schaale auszugießen und dann das Gift, wie Feuer, auf ſein Antlitz tropft, dann krümmt er ſich vor Qual, daß die ganze Erde erbebt. Und ſo muß er liegen, bis zu jenem Tage, wo einſt Himmel und Erde zuſammenſtürzen werden, und bis dahin wird auch der Kampf mit ſeiner giftigen Brut, mit den Rieſen, den Zaubern und Drachen währen, den die Stammväter, die hohen Aſen begonnen und den Ihr die Helden nun fortführet.“ Der Rieſe hatte, während König Euglein dieſes mit ſehr ernſter und feyerlicher Miene erzählte, ſeinen Kopf auf die beyden Hände geſtützt und war eingeſchlafen; es wird in dieſer denkwürdigen Geſchichte nicht gemeldet, ob ihn die Länge der Erzählung oder die Tiefe ſeiner Wunden ſo ſehr ermüdete. Gewiß aber iſts, daß Siegfried ihn nur mit großer Mühe aus dem Schlafe auf-

weckte. Rasch schritten sie weiter und kamen in die vierte Halle, die alle früheren, wie Euglein vorausgesagt, an wunderbarem Glanze übertraf.

Rings um die Wände brannte Feuer, weiße Flammen und blaue und rothe und grüne schlugen in einander und bildeten allerlei Gestalten, Blumen und Vögel und Thiere. Dann sprühten plötzlich tausend Funken hervor und gestalteten sich in der Luft zu funkelnden Sternen, goldenen Kronen und Blumenkränzen und dazwischen schlangen sich feuerfarbige Blätter und bildeten Lauben. In der Mitte der Halle aber war ein Becken mit einem goldenen Reif, aus seiner Mitte wuchs eine Esche hervor, die bis an die Decke der Halle reichte, der Boden aber worin sie stand, war heller Krystall, so daß man alle ihre Wurzeln sehen konnte, als ob sie in einem klaren See stünde.

Siegfried konnte sich nicht genug über diesen Baum wundern, so kunstreich hatten ihn die Zwerge gemacht. Er reichte bis zur blauen Decke der Halle. Grüne Blätter und goldene Früchte schmückten die weit ausgebreiteten Aeste und honigsüßer Thau triefte davon herunter. Oben auf dem höchsten Wipfel saß ein königlicher Adler mit klarem, forschendem Blicke und breitete sein weites Gefieder aus, auf seinem Kopfe aber stand ein Habicht. Unten auf dem Boden waren auf den vier Seiten vier Hirsche, reckten die Köpfe nach aufwärts und fraßen an den Blättern des Baumes.

Drei Wurzeln liefen von ihm aus in das krystallene Becken. Die mittlere gieng tief hinunter in den Abgrund. Dort lag ein ungeheurer Drache, in Finsterniß gehüllt, giftschillernd und nagte unabläßig an der Wurzel. Um ihn her krochen tausend giftige Schlangen und hungrige Würmer und ein düsterer Nebel stieg da auf. In seiner Mitte stand ein Stuhl, darauf saß bleichen Antlitzes und schwarzen Gewandes eine gekrönte Frau, hinter ihr auf der Lehne des Stuhles stand ein großer feuerfarbner Hahn und zu ihren Füßen graste ein rabenschwarzes, flammenschnaubendes Roß bey einer rauschenden Quelle. Die zweyte Wurzel lief von der Esche aus nach Norden, dort lagen Eismaßen auf einander gethürmt und darinnen saßen große Riesen rings um ein ungeheueres Horn, aus dem eine Quelle hervorsprudelte. Dieser Wurzel gegenüber lief die dritte, sie war ganz von Licht umgeben und bey ihr quoll aus einem Brunnen himmelblaues Wasser; zwey weiße Schwäne schwammen darauf; und drey leuchtende Jungfrauen standen an dem Rande und schöpften in goldenen Krügen das reine Wasser auf und begoßen damit den Baum. Um den Brunnen herum aber standen zwölf Königsstühle und darauf saßen Fürsten und Fürstinnen mit goldenen Kronen. In geschäftiger Eile lief ein Eichhorn den Stamm auf und ab, von dem Adler in dem Wipfel zu der alten Schlange in dem Abgrund.

Siegfried staunte das Alles an und fragte alsdann den Zwergen, was der Baum zu bedeuten habe. Das ist, erwiederte der weise König, die berühmte Esche Ygdrasil, ein Bild der Welt. Die Blätter des Baumes sind die Wolken, und die goldenen Früchte, die daraus hervor schimmern, sind die Sterne des Himmels. Der Adler aber, der da oben

ſchwebt, das iſt der König des Himmels, der mit forſchendem Auge das Weltall überblickt. Der Stamm iſt die Erde und davon geht eine Wurzel hinab in die Tiefe, dort ſitzt die Fürſtin der Unterwelt, neben ihr graſt das Roß, welches die Todten aus dem Leben zu ihr hinab bringt und hinter ihr ſitzt der rothe Hahn, wenn der zu krähen anfängt, dann ſtürzt die Welt zuſammen. Der feuerſpeiende Drache und die Schlangen das ſind die unterirdiſchen Feuer und die wilden Stürme, die Erde und Meer erbeben machen, und die wilden Begierden und Leidenſchaften, die das Herz des Menſchen zerſtören und ſein Leben untergraben und fort und fort nagen bis der Baum zuſammenbricht. Der ſchöne Brunnen mit den goldnen Stühlen an der zweyten Wurzel zur Rechten, iſt der Süden der Welt. Die drey Jungfrauen ſind die drey Nornen, die den Lebensfaden des Schickſals ſpinnen. Die zwey Lichtſchwäne ſind Sonne und Mond und rings herum glänzen die Himmelsfürſten mit ihren Kronen.

Die Wurzel links aber iſt der Norden der Erde, dort ſtehen die hohen Eisberge, dort entſpringt das Meer, und dort liegt das große Horn, aus dem am jüngſten Tage, wenn die ſechs Weltwinter abgelaufen, zur großen Weltſchlacht geblaſen wird. Sein Ruf wird dann vom höchſten Himmel bis zur tiefſten Unterwelt dringen, die Blätter des Baumes werden rauſchen vor Angſt, und ſeine Aeſte werden zittern, die Erde erbeben und das Meer aufbrauſen. Dann brechen alle Bande, die Weltſchlange taucht mit Rieſenwuth aus dem Waſſer auf, der Wolf ſpringt heulend aus dem Abgrund und ſperrt den Rachen gegen den Himmel auf, die Zwerge ſeufzen am Felſenthor, qualmendes Feuer raſt um den Weltbaum, Sonne und Mond werden von den Wölfen der Finſterniß verſchlungen, und die Sterne fallen vom Himmel. Dann wird es Nacht und Loki erſcheint mit allen ſeinen böſen Geiſtern der Hölle und dann ſtürzen ihm entgegen die Helden zum letzten großen Weltkampfe. Der Gott, der zuerſt dieſes All erſchaffen und das Licht in die Welt geſendet, wird mit ſeinem reinigenden Sühnung feuer alsdann die verderbte verzehren. Iſt aber die letzte Schlacht geſchlagen, haben die ſterbenden Helden die Mächte der Finſterniß beſiegt, und haben die Flammen die Welt verſchlungen: dann bricht ein neuer ewiger Morgen am Himmel an. Eine neue glücklichere Erde wird aufſteigen, die Saaten werden von ſelber ſproßen und lichte Waſſerfälle auf das leuchtende Grün der Wieſen fallen. Dann werden die Guten ihren Lohn erhalten und zum ſeligen Spiele die ehrenen Tafeln ewiger Weisheit wieder empfangen, die ſie im Anbeginn der Zeiten verloren. Die Böſen aber: die Meineidigen, Mörder und Verführer werden im Schlangenſaale auf dem Leichenſtrande in Giftſtrömen waten und der alte Drache mit ſeiner Brut in den Abgrund ſtürzen.“

Dreyzehnte Aventüre.

Wie Siegfried die Königstochter zuerſt erblickt und von ihr empfangen wird.

So ſprechend traten ſie durch eine eiſerne Thüre in ein hohes Gemach. Rings an den Wänden hiengen in doppelten Reihen Helme und Schilde und dazwiſchen in wilder Unordnung prächtige goldgeſtickte Gewande, ſilberbeſchlagene Trinkhörner und ſeidene Banner. Aber alles ſah öde und wüſte aus, die Gewänder waren mit Blut befleckt, die Schilde und Helme verroſtet, über die Trinkhörner hatten große Spinnen ihre Netze gezogen, und die Banner waren vom Rauche gelb geworden. An der Unordnung, in der alles aufgeſtellt war, konnte man gar leicht erkennen, daß es geraubtes Gut war. Doch das ſchrecklichſte in dieſer Raubhöhle des Drachen waren ſchwarze eiſerne Säulen, die durch die Halle hindurchliefen, um ſie herum waren Geweihe von Hirſchen und Auerochſen befeſtigt und in jeder Spitze dieſer Geweihe ſteckte ein nackter Schädel. Siegfried durchlief mit ſeinen Augen, das blitzende Schwert in der Hand, das ganze Gemach, es war aber weder der Drache noch die Jungfrau darinnen zu ſehen. Nur war es ihm, als vernähme er ganz in der Nähe einen Geſang, er gieng darauf zu, da ſah er durch einen hohen gewölbten Gang hinaus in die weite Landſchaft, am Ende des Gewölbes erblickte er eine Jungfrau auf einem Felſenſtein die Harfe in der Hand. Sie blickte hinab in die waldigen Thäler und ſang und ſpielte und ein Falke ſaß oben auf der Harfe, als horche er zu. Siegfried blieb mit ſeinen Begleitern ſtehen und lauſchte, ſie aber ſang alſo:

Mein Vater ſaß im Heldenſaale,
Und trank den rothen kühlen Wein;
Der König trank aus güldner Schaale
Zu Worms am dunkelgrünen Rhein.

Die Mutter hielt den ſeidnen Faden
In ihrer lilienweißen Hand;
Sie ſtickte kühner Helden Thaten
Ins goldgewirkte Schlachtgewand.

Und Würfel warfen meine Brüder
Um Schwert und Roß, um Helm und Schild;
Und ich, ich ſang im Erker Lieder
Von Helden ſtark und kühn und mild.

Da fließ aus hoher Luft hernieder
Ein Drach vor dem dem Auge graut,
Er flocht den Schweif um meine Glieder
Und ſprach: komm mit du ſchöne Braut!

Dem Vater mein entfiel die Schaale,
Die Mutter rang die weiße Hand,
Die Brüder griffen nach dem Stahle,
Umſonſt! der Drach mit mir entſchwand.

Nun lange, lange mag ich singen,
Mein Lied auf fernem Drachenstein,
Nicht wird mein Leid hinüber klingen
Zu euch am dunkelgrünen Rhein.

Nun lange, lange mag ich klagen;
Es ist ins Thal so tief! so tief!
Nicht kann ich meinen Jammer sagen,
O, daß im kühlen Grab ich schlief!

Hier hielt die Sängerin inne von heißen Thränen unterbrochen, doch schnell griff sie wieder und immer stärker in die Saiten und sang weiter:

Doch sprich, bist du geschlagen
In Fesseln an den Stein?
Was hält dich ab zu wagen,
Zu wagen frey zu seyn?
Ein Sprung ja kann dich retten,
Was zauderst du so lang?
Sind Angst und Furcht die Ketten?
Ist vor dem Tod dir bang?
O nein im Herzen lebet
Der Väter Heldengeist,
Der vor Gefahr nicht bebet,
Den Tod willkommen heißt.
So rauschet ihr Saiten
Und töne Gesang,
Ihr sollt mich geleiten
Auf schwindelndem Gang;
Die Seele verlanget
Von hinnen, von hinnen,
Dem Wurm zu entrinnen.
So wehet ihr Winde
Und hebet mich auf,
Und tragt mich geschwinde
In flüchtigem Lauf
Wo Blumen sprießen
Auf lachenden Wiesen.
Auf luftigen Wegen
Verlaße mich nicht,
Hochheilig dein Segen
Du göttliches Licht!
O laß mich entrinnen
Den bösen Gewalten
In Drachengestalten;

Als sie das Lied geendet, trat sie zum Abgrund hin, in dem Augenblick aber sprang Siegfried hinzu und hielt sie zurück: „Halt ein! du edle Königstochter,“ sprach er, „hier steht Siegfried, König Siegmunds Sohn, der will sterben oder den Drachen in diesen Abgrund schleudern. Laß drum ab von dem Weinen, dein Jammer soll sich in Freude wandeln, und der Drache im Staube vor dir sich winden und deine Thränen mit seinem Herzblut bezahlen.“ „Habe Dank du edler Held für deine Hülfe, doch eile von hinnen, denn mich kannst du nicht retten, nur sterben kannst du hier und meinen Schmerz vermehren.“ „Nein,“ erwiederte Siegfried, „hier will ich für dich kämpfen, denn schärfer als Eisen und Gift würde mir die Schande das Herz zerreißen. Ein Kind noch gelobte ich: nie vor Feuer und Schwert aus Furcht den Rücken zu kehren.“ „Du weißt nicht, was du sprichst, entgegnete die Jungfrau, thöricht ist der Kampf mit dem Uebermächtigen. Willst du dich dahin stellen, wo der Blitz einschlägt? Kein Schwert haftet auf seinen Schuppen und jeder Stahl schmilzt vor seinem Flammenstich. Darum kehre zurück und bringe meinen

Eltern und Brüdern meinen letzten Gruß.“ „Nicht hieß ich der Sohn Königs Siegmunds, nimmer getraute ich mir meinen ruhmreichen Ahnen in das Aug zu ſchauen und mit ihnen die große Weltſchlacht zu ſchlagen, wenn ich wie ein Feiger fliehen würde. Nie hat Furcht die Ehre unſeres Geſchlechts befleckt und wenn mein Schwert mir in der Hand blitzt, dann kann nur der Sieg oder der Tod es in die Scheide ſtoßen.“ „Ach, dein Schwert,“ fiel ängſtlich der Zwerg ein, „wird dir wenig helfen. Nur Ein Schwert, Balmung, das Schwert der Nibelungen, mit dem Fafner ſeinen Vater erſchlagen, vermag ihm den Todesſtreich zu geben. Darum hält er es wohl verborgen, und kann die Jungfrau uns dies Geheimniß nicht entdecken, dann iſt aller Kampf vergeblich.“ Die Königstochter ſagte, ſie habe nie etwas von dieſem Schwerte vernommen. „Dann glaube ich,“ entgegnete finſterer der Zwerg, „daß unſer Aller Todesſtunde nicht mehr ferne iſt, denn niemals wirſt du mit dem Schwerte, das du bey dir führſt, den Drachen erſchlagen und deß will ich dir ein Zeichen geben.“ Damit ſprang er ſchnell in den Saal und kam zurück mit einem großen alten Schild, den er mühſam nachſchleppte. „So wenig dein Schwert die Drachenhaut durchſchneiden wird, die über dieſen Schild gebreitet iſt, ſo wenig wird es an dem Drachen haften.“ Siegfried ſchwang ſein Schwert mit beyden Händen und that einen ſo ungefügen Schlag, daß es durch alle Hallen des hohlen Berges hindurchdröhnte; aber der Schild blieb unverſehrt und ſein Schwert, das ſcharfe, brach oben am Griffe ab. Darüber waren alle aufs äußerſte beſtürzt, der Zwerg jammerte laut und die Jungfrau bat ihn aufs neue eilig zu fliehen, allein Siegfried blieb unerſchrocken, er wich keinen Schritt zurück und ſprach: „Denn Helden gilt mehr ein guter Muth als ein gutes Schwert und der iſt mir nicht gebrochen; noch ſind meine Arme ſtark und damit will ich den Drachen erwürgen. Denn dem Rechte wird Gott Stärke und Sieg verleihen.“

„Weil du denn ein alſo kühner Held biſt,“ begann hierauf der Rieſe, der bis dahin geſchwiegen hatte, „und dein Edelmuth mir das Leben geſchenkt hat, ſo ſollſt du auch jetzt meines Dienſtes genießen. Ich lag einmal hier oben bey dem Drachen, er hatte eben einen harten Kampf beſtanden und warf ſich unruhig im Traume auf ſeinem Lager hin und her und rief: „Ho, ho, ſie können mich doch nicht tödten, wiſſen ſie doch nicht, daß drüben in der Ecke das Schwert verborgen liegt.“ Ich ſuchte hernach in der Ecke und fand es auch, hebe nur dort den Stein hinweg und du wirſt da einen Ring finden, worunter es liegt.“ Siegfried ſprang hocherfreut dahin, nahm den Stein hinweg, hob den Ring mit beyden Händen auf und gleich einer hellen Flamme lag darunter das blitzende Drachenſchwert. Er bückte ſich, es hervor zu heben, da zückte aber der treuloſe Rieſe ſeinen Dolch und ſtieß ihm damit in den Nacken, nach der Stelle, wo das Lindenblatt hingefallen war. Doch Euglein fuhr ihm, während er ausholte, mit ſeinem Ringe ſo heftig in die Kniee, daß der Rieſe wankte und die Spitze des Dolches abglitt. Nun aber umſchlang der Rieſe von hinten

den Helden mit beyden Armen und ſchleppte ihn, wie ſehr auch die Hunde über ihn herfielen, zum Abgrunde.

Die Königstochter fiel weinend auf ihre Kniee, rang ihre Hände und betete zu Gott, der Rieſe lachte laut auf ſeines Sieges gewiß; Siegfried aber ſchlang ſeine Arme um den Leib des Eidbrüchigen und griff ihm ſo gewaltig in ſeine tiefen Wunden, daß ihm alle Kraft entſchwand und Hören und Sehen vergieng. Sein ſchwarzes Blut floß in breiten Strömen heraus, er brüllte und verfluchte ſich und den Helden, an dem er ſich noch mit letzter Kraft feſthielt, um ihn mit hinab in den Abgrund zu reißen. Doch es half ihm nichts. Siegfried wandte ſich los und ſtürzte ihn die Felswand hinab. Mit dumpfem Schalle fiel er in die ungeheure Tiefe und da, wo er hinabſtürzte, brach eine mächtige Eiche und bedeckte ſeinen Leichnam.

Letzte Aventüre.

Siegfrieds Drachenkampf.

Siegfried wollte nun gleich die Schärfe des Schwertes verſuchen und es glitt durch den Drachenſchild wie Waſſer und fuhr tief in den Felſen hinein. Alle waren deß von Herzen froh, nur der kluge Zwerg machte noch bedenkliche Mienen und ſprach: „Der härteſte Kampf ſteht dir noch bevor, es thut dir Noth dich mit Speis und Trank zu laben.“ Sogleich bließ er in ſein kleines Silberhorn und auf den klaren Ton kamen überall aus den Felſenſpalten graue und weiße Zwerge hervor. Sie breiteten einen Teppich aus und brachten Speiſe und Trank aller Art. Siegfried ſetzte ſich nieder und aß und die Jungfrau reichte ihm ein goldenes Trinkhorn mit den Worten dar: „Heil dem Helden aus Niederland, Heil dem kühnen Siegmundſohn; Heil dem Drachenkämpfer Siegfried!“ Er trank den Becher aus und ſprach: „Noch nie war mein Muth ſo freudig und gelüſtete mich ſo ſehr nach der Eberjagd in meines Vaters Wäldern, als nach dem Kampfe mit dieſem grimmigen Neidbrachen, dem Hüter des Hortes der Nibelungen. Stünden meine Väter hier im Kreiſe, wie ſie daheim ſtehen an den Wänden unſerer Halle, ſie ſollten ſich des Kampfes erfreuen und weithin ſoll der Klang meines Schwertes erſchallen und manches Heldenherz ergötzen. Es mag nun kommen wer da will, ich fürchte auf der Erde Niemand und ſtehe hier auf dem Steine mit geſchwungenem Schwerte ganz zum Streite bereit.“

Und wie er ſo ſprach, ſiehe da fieng es an zu brauſen und zu ſchallen, als ob das Hochgebirg alles in Trümmer fiele, die Jungfrau erſchrack heftig, Siegfrieds Augen aber

leuchteten wie zwey Schwerter und er hieß ſie gutes Muthes ſeyn, ſprechend: „Der Gott des Lichtes hat uns das Leben gegeben und wie will der Drache der Finſterniß es nehmen; mein ſcharfes Flammenſchwert ſoll ihn blenden, daß er den Tag nicht mehr von der Nacht unterſcheidet.

Der Drache kam jetzt, da die Abenddämmerung aufſtieg, langſam, wie eine ſchwarze Gewitterwolke herangeflogen, Siegfried trat ihm entgegen an den Rand des Felſen. Neben ihm ſtanden ſeine beyden Hunde; die Jungfrau aber wich zurück und der Zwerg ſetzte ſeine Nebelkappe auf und ſchlüpfte in eine Felſenſpalte.

Dreymal flog der Drache ſpähend um den Stein herum, denn noch hatte er den Helden nicht erblickt. Als er ſich aber niederlaßen wollte und ſeiner anſichtig wurde, ſprühte er zornig blaue Flammen und ſchlug mit dem Schweif. In einem Augenblick war Siegfrieds Schild über und über blau und glühend heiß, ſeine treuen Hunde wollten auf das Ungeheuer los, ſie ſtürzten aber ſogleich beym erſten Anhauch winſelnd todt zur Erde. Immer gewaltiger ſchoßen die giftigen Flammen auf ihn los; er mußte, um ſich abzukühlen, in den gewölbten Gang des Berges zurückweichen. Der Drache konnte ihm dahin nicht folgen, weil der Gang zu enge war, Feuer ſchnaubend ſtand er vor dem Eingang und wußte nicht, wie er hinein könnte, und Siegfried wußte nicht, wie er mit ſeinem Schwert an ihn heran könnte.

In dieſer Noth ſah er ſich überall um, da lag neben ihm ein mächtiger Stein, den zehn Männerhände nicht aufgehoben hätten. Seiner Väter eingedenk, faßte er ihn und warf ihn der giftigen Schlange in den gähnenden Schlund. Und nun die Flamme gedämpft, ſprang er mit Schwert und Schild auf den Drachen los und ſchlug ihm aufs Haupt, einen Schlag über den andern.

Aber die Hiebe wollten anfänglich nicht haften, die Schuppen waren hart wie Diamant und das Schwert prallte zurück. Wie er nun mit aller Macht darauf los ſchlug, da hörte er plötzlich einen gar kläglichen Ton und es wollte ihn bedünken, es wäre die Stimme des Zwergleins und er rufe nach Hülfe aus dem Rachen des Drachen. Und es war auch alſo, denn der kleine Zwerg hatte unſichtbar mit ſeiner Nebelkappe in dem Steine geſeßen, den Siegfried in des Wurmes Rachen geſchleudert. Er ſchrie nun aus Angſt, weil er fürchtete, Siegfried möge ihn erſchlagen.

Sowie der Drache den Ruf des Unſichtbaren hörte, wandte er ſich um, im gleichen Augenblicke aber führte Siegfried einen mächtigen Streich auf ſeinen Hals, dahin, wo die Schuppen im Drehen ein wenig von einander giengen. Das Schwert fuhr in den Hals hinein und die Flammen, denen der Rachen verſperrt, drangen jetzt zu der Wunde an der Seite heraus, ſo daß Siegfried vor ihnen ſicher war. Der kleine Zwerg ſchlüpfte zu der Wunde heraus und floh eilig von dannen. Der ſcharfe Schmerz machte den Drachen noch raſender, er fiel über Siegfried her, riß ihm das Schild herunter und zer-

rieb es wie morſches Holz, dann fuhr er ihm nach dem Kopfe. Grimmig aber ward da der Held und feſter faßte er ſein Schwert und ſchlug ihm die rechte Tatze herunter. Immer wilder brüllte der Drache vor Wuth, ſchlang um ihn herum den Schweif und wollte ihn in ſeine Ringe einflechten. Doch Siegfried ſprang in einem Satze hoch aus dem Schweif heraus. Und nun rannte er mit ſolcher Gewalt gegen den Drachen an, daß er ihn rücklings zu Boden warf, faßte ſein Schwert mit beyden Händen und mit dem erſten Schlag ſchlug er ihm das Schwert zwey Spannen tief in die Bruſt, mit dem zweyten ſchnitt er ihm das Herz durch und durch, daß das Schwert tief in den Stein fuhr und da er den dritten Streich thun wollte, da ſtürzte er ſelbſt beſinnungslos neben dem Ungeheuer nieder, das ſich im Todeskampfe in dem eigenen Feuer verzehrte.

Das war der große Kampf mit dem ſchwarzen Giftdrachen, der den Hort des alten Fluches hütete und durch ihn hat der Held aus Niederland ſo hohen Ruhm vor allen ſeinen Vätern gewonnen. Der Klang ſeines ſcharfen Schwertes auf dem Drachenſteine hat viele Jahrhunderte hindurch, von der See im Nord bis zu den Bergen und der See im Süden, in vielen Heldenliedern, die zu ſeiner Ehre geſungen wurden, fröhlich wieder geklungen. Und von ihm ſagen die alten Sänger: wenn des Ruhmes teutſcher Helden gedacht werde, dann würde vor andern Siegfried der Drachentödter genannt werden, der vor allen der Herrlichſte geweſen und ſein Name werde nicht vergehen, ſo lange teutſche Lieder geſungen würden.

Bleichen Geſichtes und ſchwarz um den Mund lag der kampfmüde Held eine lange Weile, da holte er wieder von neuem aus tiefer Bruſt Athem und ſchlug die Augen auf; aber wie groß war ſein Schmerz, als er die Königstochter bleich und regungslos, einer Todten gleich, neben ſich liegen ſah. Er ſprang auf, nahm ſie in ſeine Arme, rief ihren Namen, aber ſie wollte nicht erwachen und gab kein Zeichen des Lebens von ſich; nun begann der Held laut zu klagen über ſein Mißgeſchick, als endlich Englein, der Zwerg, herbeygeſchlichen kam. Er ſchaute ſich zuerſt nach allen Seiten um und als er den Drachen erſchlagen ſah, wurde er überaus frohgemuth. Sogleich gieng er zur Jungfrau hin, nahm aus ſeinem Gürtel eine Wurzel und von ihrem Geruch erwachte ſie alsbald zu neuem Leben. Und wenn nun einer ſagt, es hätten ſich Siegfried, der Held aus Niederland und die ſchöne Königstochter vom Rheine nicht höchlich des Sieges gefreut, dann ſage ihm, daß er gelogen habe. Ihre Freude war im Gegentheil ſo groß, daß ſie unbeſchreiblich iſt und man alſo am beſten ganz davon ſchweiget. Auch der König Englein wurde ſo guten Muthes über die Erlöſung aus der Knechtſchaft des Drachens, daß er den Helden bat, ſich eine Gnade von ihm auszubitten, es möge ſeyn was es wolle, Gold oder Edelſteine, köſtliche Geſchmeide oder Waffen, Alles ſtünde ihm zu Gebote.

Siegfried dankte ihm für ſein Anerbieten; daß er die Jungfrau errettet und Heldenruhm erworben, dieß ſey ihm Lohnes genug; wolle er ihm aber einen Gefallen erweiſen, ſo

Hei wie da ward gerungen in heißem, heißem Sturm
Als Siegfried schon umschlungen erschlug den grimmen Wurm.

mbge er, als ein der Zukunft kundiger, ihm ſein Geſchick verkünden. Der Zwerg erwiederte, daß geſchehen ſolle, was er begehre; legte zur Hand ſeinen hellſtrahlenden Schild auf eine ſteinerne Tafel, hielt eine Handvoll dürren Graſes gegen die Sonne; es loderte gleich in heller Flamme auf und nun ſtreute er in den Schild ein ſeltenes Rauchwerk darüber. Alsbald verbreitete ſich ringsum ein gar wunderbarer Geruch, der Zwerg aber athmete den Dampf ein, ſeine Augen ſchloßen ſich und er begann, wie aus tiefem Schlaf, folgende Beſchwörung zu ſprechen, indem er einen koſtbaren Ring an ſeinem Finger umdrehte:

Wie die Falken in den Höhen ſpähend,
Fluges Kreiſe drehend,
Auf den Auen, in den Seen
Beute ſchauen;
Sieht der Weiſe,
Drehend an dem Zauberringe
Durch die grauen
Zeitenkreiſe,
Spähet
Ferne Dinge.

Hierauf hielt er eine Weile inne, dann wieß er mit dem Finger nach Mittag zu, zeigte rechts und links, als ob allenthalben Geſtalten ihn umſchwebten und verkündete Siegfrieds Hochzeit mit Kriemhilden alſo:

Roſengarten überm Rhein,
Wieſen ganz voll Sonnenſchein;
Bächlein klar,
Hirſch und Rehe, Paar und Paar;
Lauben viel, voll Saitenſpiel,
Lindengang, voll Vogelſang;
Rings von Seid ein Faden fein,
Schließt den Roſengarten ein;
Hüter iſt manch kühner Held,
Bey der Linde breitem Zelt;
Von den Zweigen in die Rund,
Wehen tauſend Wimpel bunt,
Um den Königsſtuhl gar fein,
Ganz von Gold und Elfenbein.

Nach dem Lindenbaume ſchauen
Schöne Frauen;
Nach den Frauen ſtolze Helden,
Wie die Sonn in Himmelszelten,
Strahlet einer der Geſellen,
Wie der Mond in Rheineswellen
Strahlet der Jungfrauen eine;
Und ſie weiß es nicht alleine.
Er gibt ihr den Ring von Gold,
Ihn umarmt ſie lieb und hold,
Alle Mägdlein jauchzen hell,
Alle Helden rufen ſchnell:
Heil dem Siegmundsſohne Heil und Preis,
Ja dies iſt ein Paradeis.

Und ein Weib mit bleicher Wange,
Finſter ſchauend, wie die Schlange,
Reicht der Braut drey Röſelein;
Nimm, die ſüßeſte iſt dein!
Wehe Braut! nun hüte dich,
Weh! ſie nimmt, ein Dornenſtich,
Ritzt die weißen Finger gleich,
Braut, wie wirſt du alſo bleich!
Braut, wie wirſt du alſo roth.

Wieder ſchwieg der Zwerg eine Weile, und begann dann nach Abend gewendet von Siegfrieds Tod alſo zu ſingen:

Jägerruf und Jagdhornklänge,
Wölf und Bären im Gedränge;
Durch die Büſche rauſcht ein Schwein,
Schnelle Hunde hintendrein.

Füchſe ſchleichen in den Grüften;
Vögel ſchwirren in den Lüften;
Auf der Flucht zwey weiße Reh;
Und ein Hirſch im grünen Klee.

Iſt's ein Ruf vom Heldenhorne!
Horch, es tönt am Felſenborne,
Durch die finſtre Waldesnacht,
Wo die Sonne niemal lacht.

Wehe! auf dem höchſten Zweige
Einer alten dürren Eiche,
Krächzen Unglücksraben drey
Ihren heißren Leichenſchrey.

Und zur kalten, kalten Quelle
Rinnet warme Bluteswelle,
In den wilden Blumen roth
Schläft ein Heldenjüngling todt.

Heulend will ſein Hund ihn wecken,
Aus der Wund den Tod ihm lecken,
Auf der Bruſt ſein Falke treu
Läßt die Raben nicht herbey.

Keine Scharten in dem Schwerte,
Und es lieget an der Erde
Unverletzt ſein gäldner Schild,
Drauf gemalt ein Drachenbild.

In der Burg daheim zwey Frauen,
Hey wie die ſo trutzig ſchauen,
So ſich ſchauen ins Geſicht,
Zorn und Gram, und ſprechen nicht.

Jetzt zwey Männer blutbefleckt
Treten ein, und aufgeſchreckt
Schreit die eine ſchmerzlich hell;
Lacht die andre ſchneidend grell.

Jene trinkt aus goldner Schaale,
Dieſe ſinkt im hohen Saale;
Jene trinkt mit bittrem Hohn
Dieſe ſinkt mit Rachedroh'n.

Zum letzten wandte ſich der Zwerg gegen Mitternacht und ſang mit dumpfer Stimme der Kriemhilden Rache:

Heldenfeſt im hohen Saale,
Jeder Gaſt trägt ſeinen Kranz,
Eine Schlacht wird aus dem Mahle,
Und ein Schwertgang wird der Tanz.

Schlachtruf füllt die Königshalle,
Und die lang verhaltne Wuth
Bricht hervor beym Hörnerſchalle,
Fordert zornig Blut für Blut.

Schild und Schwerter rings erklingen,
Grimmig kämpfen Stahl und Erz,
Welt umher die Funken ſpringen,
Und es bricht manch kühnes Herz.

Und es ſinkt mit ſeinem Schwerte
In dem Kampfe Held um Held,
Garb an Garbe deckt die Erde
Auf dem grimmen Erntefeld.

Dicht am Herzen, in den Armen,
Ruht der Feind dem Todesfeind;
All ihr Grimm ſcheint nun Erbarmen,
Da der Wunden Blut ſie eint.

Im Siegesglanz dem hohen das Glück des Helden lacht;
Doch ferne Blitze drohen im Schooß der alten Nacht.

Digitized by Google

Fackelſchwingend durch die Leichen
Wandelt in dem blutgen Thau,
W' drohend Rachezeichen,
Eine thränenbleiche Frau.

Hochauf lodert rings die Halle,
Schneidend durch die Flammennoth,
Singt ſie ſterbend: »Alle, Alle
Starben wir um Siegfrieds Tod.«

So ſang der Zwerg von dem Geſchick künftiger Tage, Siegfried und die Jungfrau wurden von ſeinen bedeutſamen Reden im Herzen bewegt. Obwohl ſie nicht alles, was er ſprach, verſtanden hatten, ſo erkannten ſie doch wohl, daß blutige Geſtalten durch die Nebel, die das Ganze umhüllten, hindurchblickten und daß ſie mehr von wilden Blitzen, denn von milden Sonnenſtrahlen erleuchtet würden.

Nachdem der Zwerg geendet hatte, nahm er Abſchied, ſprechend, daß er tief hinab in die Berge ſteigen müße, wohin ſeine Zwerge, um den Ausgang des Kampfes beſorgt, geflohen wären; dort wolle er ihnen die frohe Siegesbotſchaft bringen. Dann wünſchte er dem Helden wohlzufahren und verſprach ihm, wenn er ſeiner bedürfe, mit ſeiner ganzen Macht und ſeinem ganzen Reichthum zur Hülfe bereit zu ſeyn. Zwey Roße werde er unten am Ausgange der Höhle finden mit allem Zubehör. Siegfried dankte ihm und der Zwerg verſchwand in einer Felſenſpalte.

Der Held und die Königstochter ruhten, ehe ſie von dannen ſchieden, oben auf dem Drachenſteine aus und ſchauten in die unabſehbare Ferne hinaus, über die hohen waldbewachſenen Gipfel der Berge, durch die grünen Matten der Thäler, über die öden Haiden und die ſilbernen Ströme hinab. Dann beſahen ſie noch einmal Alles in der Höhle und kamen auch an das Lager des Drachens, das er ſich aus Löwenfellen zurecht gemacht hatte. Siegfried hob die Felle auf und es fuhr ihm ein bleudender Glanz in die Augen und der Hort und der Ring lag vor ihm. Da vergaß er der warnenden Worte des Zwergen von dem uralten Fluche, der auf dem Golde der Nibelungen ruhte, er nahm den Schatz des Neides und der Zwietracht und alſo giengen denn ſpäter die Worte Eugleins in Erfüllung, und er und ſein ganzes Geſchlecht iſt von dem Schwert und den Flammen vernichtet worden, gleich denen, die ihn früher beſeßen. Der Hort aber wurde in den Rheln verſenkt, wo er ruhen mdge, bis ihn eine heilige Hand findet, über die der Fluch keine Gewalt hat.

Hier aber endet dieſe Sage und das Weitere davon: wie Siegfried zu Worms in dem Roſengarten die Hochzeit feyerte mit Kriemhilde, wie er ruhmreich in ſcharfen Schlachten geſtritten, große Heldenehre gewonnen und elendiglich von dem grimmen Hagen auf Brunhildens Anrathen im Walde ermordet ward, blutig aber von Kriemhilde bey den Heunen an ihren Brüdern und Verwandten gerochen, alſo daß um ihn die mächtigſten und berühmteſten Heldengeſchlechter alter Zeit in Königs Etzels Burg erſchlagen wurden, davon wird in anderen Sagen und Liedern geſagt und geſungen, wo du mehr davon hören kannſt.

Die gute Stadt Worms aber, wo Siegfried ſeine Hochzeit gefeyert und wo er verrätheriſch erſchlagen worden, hat noch viele Jahrhunderte nachher aus Dankbarkeit für die

Befreyung von dem grimmigen Drachen ſein Andenken durch einen löblichen Brauch geehrt. Wenn ein Sänger ihrer Meiſterſchule öffentlich vor allem Volke ſeine Thaten ſo wohl zu ſingen verſtand, daß die dazu beſtellten Richter nichts zu tadeln fanden, ſo wurde ihm von dem Rathe der Stadt ein Stück Geld verehrt. In unſerer ärmlichen Zeit wird wohl dieſer alte Aberglauben nichts mehr gelten. Auch hatte ehedem die Stadt an verſchiedenen Orten: an dem Rathhaus, an dem Mainzer Thore, an dem neuen Thurm und an der Münze, wo die Gebeine des Wurmes in eiſernen Ketten hiengen, Siegfried und das alte Königsgeſchlecht abmalen laſſen. Und auch ſein Speer wurde dort aufbewahrt und noch wird der Roſengarten dort gezeigt und als Kaiſer Friedrich III. 1488 daſelbſt war, ließ er auf dem Kirchhof nach den Gebeinen des Helden graben, die Gräber aber fanden nichts. Gewiß jedoch iſt, daß noch bis heute das Wappen von Worms der Schlüſſel des Rieſen iſt, der den Stein aufgeſchloßen, und der Schildhalter des Wappens der Feuerdrache, den Siegfried erſchlagen, und daß ſein Andenken in manchem Sängermunde und im Herzen des Volkes lebt.

Die allerletzte Aventüre.

Von einem kurzweiligen Kampfe, den zwey Haſen auf Siegfrieds Hochzeit geſtritten.

Die Geſchichte von den Abentheuern, die Siegfried der Schnelle auf ſeiner Fahrt nach dem Drachenſteine beſtanden, hätte von Rechtswegen hier ein Ende, nun wird aber am Schluße des Büchleins vom hürnen Siegfried eines luſtigen Abentheuers gedacht, deſſen ſonſt keine Erwähnung geſchieht und das wir Kurzweil halber noch erzählen wollen; ob es aber wirklich geſchehen, das werden zweifelsohne die am beſten wiſſen, die dabey geweſen.

König Günther hatte ſich nämlich einmal auf der Jagd verirrt, da half ihm ein Bauer wieder auf den rechten Weg, dafür hatte ihn der König zu einem Oberhirten über ſeine Heerden geſetzt und er wohnte fortan nahe bey der Königsburg. Mit Namen hieß er Forkus und war der allerhaſenherzigſte Menſch auf Erden, den die Sonne je beſchienen. Auch hinkte er an einem Fuße, weil er einmal geträumt, daß eine Gans ihn zu beißen drohte; da er in der Angſt davonlaufen wollte, fiel er aus dem Bette und brach das Bein.

Nun war an dem Hofe des Königs ein Edelmann, ein verſchlagener, liſtiger Schalk, dem nie wohler war, als wenn er andere aufs Eis führen konnte. Dieſer gieng alſo vor dem Hochzeitstage zu Forkus, dem Bauern, und ſagte ihm, wie jetzt die ſchönſte Gelegenheit gekommen ſey, daß er vor dem König ſeinen Muth zeigen und große Ehre und Reichthum gewinnen könne. „Denn,“ ſagte er, „Einer der Herzogen, die zu dieſem Feſte geritten ſind, hat in ſeinem Gefolge einen Leibwächter, Namens Ziville, der iſt ein ſo banger Geſelle, daß man ihn mit Erbſen in die Flucht blaſen kann. Den fordere du zum Kampfe heraus auf dem Turnire, dem Brautpaare zu Ehren, vor dem König und ſeinem Hofe.“

Sobald Forkus nur das Wort Kampf hörte, machte er ein Geſicht, wie eine ohnmächtige kranke Henne, und erwiederte, daß er Zeit ſeines Lebens nie an einen Kampf gedacht, daß er noch niemanden den Hals gebrochen, als beynahe ſich ſelbſt, da er im Traume zum Bett herausgefallen; auch habe er einen natürlichen Abſcheu vor Schwertern und allen ſtechenden und ſchneidenden Werkzeugen. Ueberdieß könne er ſchon ſeines hinkenden Fußes wegen nicht, ſintemal er dadurch ja gar nicht dem Tod entlaufen könnte, was doch bey jedem Kampfe die Hauptſache ſey.

Der Edelmann erwiederte hierauf, er ſolle nur guten Muthes ſeyn: „denn hört Zivilles deine Herausforderung, ſo wird er vor Schrecken nicht kommen und dann haſt du ſchon Ehre genug gewonnen, oder kömmt er ja, ſo wird er gewiß durchreißen, ſobald er dich gewappnet und gerüſtet vor ſich ſieht; denn er hat ſo viel Muth, wie eine wilde Ente und muß jedesmal die Augen zudrücken, wenn er nur ein blankes Schwert ſieht. Und da ihr beyde zu Roße kämpfet, ſo hat es mit deinem hinkenden Fuße nichts auf ſich.“ Nach vielem Hin- und Herreden willigte endlich der Jorkus ein und das hauptſächlich aus Furcht vor ſeiner Frau, die ihn übel zurichten möchte, wenn ſie erführe, was für eine ſchöne Gelegenheit, Ehre und Reichthum zu gewinnen, er verſäumt habe.

Der Edelmann gieng ſogleich zum König und bat ihn um Erlaubniß zu dieſer Kurzweil, er wolle ſchon dafür ſorgen, daß keiner zu Schaden käme. König Günther gedachte, daß dem Brautpaare dieſe Luſt wohl zu gönnen ſey, ſagte alſo, daß er ganz zufrieden wäre, wofern nur Zivilles dazu könnte überredet werden, was kein Leichtes ſey.

Alſo gieng der Edelmann zu Zivilles und ſagte ihm, wie er zu keinem andern Ende gekommen ſey, als ihn im Namen des Jorkus, des Königs Oberhirten, Morgen um die neunte Stunde auf die große Strechbahn zu einem ſcharfen Lanzenbrechen vor dem König und ſeinem Hofe zu fordern. Wenig hätte gefehlt, Zivilles wäre über dieſe Worte in Ohnmacht gefallen, es überlief ihn ein kalter Schauder, er mußte ſich niederſetzen und ſprach dann mit beweglicher Stimme, wie er ſo lange zu leben gedenke, als es Gottes Wille ſey, daß er nicht der Mann wäre, der Händel mit anderen ſuche, und wie er ſich ſelbſt nicht die Kehle abſchneiden wolle, ſie ſich von einem anderen noch viel weniger aber abſchneiden laſſen.

Darauf ſprach der Edelmann: dem möge ſeyn, wie ihm wolle, käme er nicht, ſo würde der König und der ganze Hof ihn auslachen und damit gieng er ſeiner Wege zu Jorkus, der ſich ſehr über die gute Botſchaft freute.

Unterdeſſen aber ſchickte der Edelmann Andere zu dem Zivilles, die ihm zuredeten, er ſolle nur hingehen, er dürfe ja nur die Augen zudrücken und ſeinen Spieß vor ſich halten, der Jorkus ſey ein Prahler, der gewiß nicht kommen würde, wenn er ihm eine recht trotzige Antwort ſagen laſſe. Und alſo redeten ſie ihm ſo lange zu, bis er einwilligte und dem Jorkus entbieten ließ: wiewohl es ihm nicht anſtünde, mit einem gemeinen Bauern ſich herum zu ſchlagen, ſo werde er doch Morgen um die neunte Stunde auf der Bahn erſcheinen, aber das laſſe er, Zivilles, ihm, dem Jorkus, nur im voraus wiſſen, daß er im Sinne habe, ihm den Kopf abzuſchneiden und aus dem Hirnſchädel einen Becher zu machen für Kinder und Kindeskinder zum ewigen Andenken. Er könne nun hienach ſeine Maßregeln nehmen.

Die ganze Nacht konnte der arme Jorkus nicht ſchlafen, es war ihm immer, als liefe er ohne Kopf auf der Rennbahn umher und Zivilles hätte ſeinen Schädel in der

Hand und tränke ihm daraus zu, worüber er ſo bitterlich zu weinen anfieng, daß er am Morgen, als die Sonne hell und frohlich aufgieng, vor trüben Augen kaum das liebe Tageslicht ſehen konnte.

Doch die verhängnißvolle Stunde ſchlug, mit bangem Herzen ritt er der Turnirbahn zu; er ſah aber ſo bleich und kläglich aus, als hätte er ſchon drey Tage im Grab gelegen. Allein wie langſam er auch ritt und wie oft er auch ſtille hielt, vorgebend, daß er etwas daheim vergeſſen habe, er war dennoch der erſte, der in die Schranken einritt und den die Trompeten ſo laut begrüßten, daß er darüber beinahe vom Pferd gefallen wäre.

Kaum jedoch hatte der betrübte Jorkus wahrgenommen, daß die Bahn leer ſey und kein Gegner vorhanden, da wurde ihm auf einmal wieder leicht zu Muth, ganz freudig rief er: der Kampf ſey zu Ende, der Preis gehöre ihm und damit gab er ſeinem blinden Pferde in aller Eil die Sporn, um ſchneller, als er gekommen, davon zu reiten.

Allein jetzt bließen die Trompeter wieder auf, und es nahte ſein Gegner, der Leibwächter Zivilles. Jorkus that wohl, als höre er nichts davon, die Schrankenwächter jedoch hielten ſein Roß mit Gewalt an und kehrten es wider ſeinen Willen um. Er ſeufzte aus tiefſtem Herzen und dachte bei ſich: armer Jorkus! nun hat dein letztes Stündlein geſchlagen.

Zivilles aber kam auf einem alten, lahmen Roße daher, das er die ganze Nacht in der Mühle hatte gehen laſſen, damit es keine zu gefährlichen Sprünge mache, und obſchon das arme Thier durch das Gelächter des Volkes erſchreckt, nur ganz ſchwer daher trabte, ſo ſaß er doch darauf, als ob es ihm im hellſten Galopp durchgegangen ſey; und er wäre auch ganz gewiß heruntergefallen, hätte er nicht beym Einreiten in die Schranken ſich mit der linken Hand an der Mähne gehalten und mit der Rechten einen nachdrücklichen Stoß an den Thorpfoſten gegeben, was ihn wieder ziemlich ins Gleichgewicht brachte.

Als das Roß in die Schranken getreten war, fieng es gemäß der nächtlichen Gewohnheit an, im Kreiſe herumzugehen, was der arme Zivilles gar nicht merkte, weil ihm ohnehin vor Angſt ſchon lange zuvor Alles im Kreis herumgegangen war.

Kaum aber war Jorkus ſeiner anſichtig geworden, ſo ſah er ſich nach allen Seiten um, wo er am füglichſten ausreißen möchte. Die Bahn war jedoch an drey Seiten mit Brettern wohl verwahrt, an der vierten lief ein tiefer Waſſergraben; er fürchtete ſich auch auf den Zivilles in ſeinem Kreisritt zu ſtoßen und fieng deshalb aus der Maßen zu fluchen an über den Edelmann, der ihn ſo betrogen. Zivilles meinte, er drohe ihm, dachte alſo es wäre beſſer, er übergäbe ſich ihm gleich und ritt deßhalb mit aller Gewalt auf ihn zu. Daſſelbe that auch Jorkus, denn er fürchtete, Zivilles komme, um ihm den Kopf herunter zu ſchlagen. Sie würden ſich nun auch Einer dem Andern übergeben haben, hätten jetzt nicht die Trompeten zum Angriffe geblaſen. Da konnte Jorkus ſein Roß, das des Turnierens aus alter Zeit her gewohnt war, nicht länger halten; es lief mit aller Macht die bekannte

Bahn entlang. Dem Jorkus vergieng darüber Hören und Sehen, er ließ ſeine Lanze fallen und hielt ſich an den Mähnen feſt. Unterdeſſen hatten ſie des Zivilles Pferd durch Prügeln auch in Gang gebracht und in großer Herzensangſt legte er ſeine Lanze ein. Der Wind trieb aber dieſelbige auf eine Seite, ſo daß er im Vorbeyrennen den Jorkus, ohne ſein Wiſſen und Willen, damit berührte und weil derſelbe ohnedem kümmerlich im Sattel ſaß, ſo fiel er herunter, wie eine reife Birne.

Davon aber merkte der Zivilles nichts, er ließ ſein Pferd traben, bis es am Waſſergraben ſtill ſtand; wie er da nun den Jorkus auf der Erde liegen ſah, dachte er, es ſey das Sicherſte, wenn er ſchnell umreite und dem armen Sünder den Kopf von den Füßen ſeines Roßes zertreten laſſe und ihn dann mit der Lanze durchbohre. Wie gedacht ſo gethan, aber ehe er noch zu dem Jorkus kam, hielt er vor lauter Eile ſeine Lanze ſo niedrig, daß ſie ſeinem Klepper zwiſchen die Beine mit der Spitze in den Boden kam; er wurde dadurch hoch aus dem Sattel in die Luft gehoben und fiel dann ſammt ſeinem Roße in den Sand.

Derweil hatte ſich Jorkus wieder auf die Beine gemacht; jetzt, dachte er, iſt es Zeit, daß du ein Ritter wirſt und deinem Feind den Garaus machſt. Damit fieng er an auf den Zivilles los zu gehen und ſchon aus weiter Ferne grimmig mit ſeinem Schwerte rund um ſich zu hauen. Das Roß des Zivilles ſtrampelte aber ſo ſehr mit den Füßen, daß er ſich nicht herantraute und Zivilles ſich auch wieder aufraffte. Und nun war es gar luſtig zuzuſehen, wie dieſe beyden tapferen Ritter in gehöriger Entfernung von einander ſo gewaltige Streiche in den Wind führten. Zivilles ſchlug einen Fuß über den andern und kauerte ſich ſo eng zuſammen, wie eine Katze, wenn es friert. Denn er dachte, je ſchmäler er ſich mache, je ſchwerer ſey er zu treffen. Jorkus dagegen ſtand ganz breit da und ſchüttelte ſich nur immer und befühlte ſich von Zeit zu Zeit, von Kopf bis zu den Füßen, denn er hatte einmal erzählen hören, wie ſchon manchem tapferen Ritter ein Fuß ſey abgeſchlagen worden, ohne daß er es gleich anfangs gemerkt und daß Schwert und Arm ſchon vor ihm auf der Erde gelegen, als er eben noch einmal damit auszuholen gedachte. Darum fürchtete er, ſein Kopf möge ihm, ohne daß er es merke, heruntergeſchlagen werden.

So fochten die Beyden eine gute Weile wider einander; da geſchah es aber, daß dem Zivilles der eine Fuß über dem andern einſchlief, dazu kam auch noch, daß er von dem Falle ganz verſchellt war und bald von den großen Streichen kaum mehr aus übergroßer Ermüdung ſeinen Arm rühren konnte. Alſo faßte er ſein Schwert bey der Spitze und gieng näher auf den Jorkus zu, ihm daſſelbige zu übergeben. Der aber meinte, dieſes ſey nur eine Hinterliſt und ergriff die Flucht, was dem Zivilles ganz recht war. Er lief hinter ihm drein, ſchlug ihm nach dem Rücken und Jorkus ſchrie ganz erbärmlich, weil er meinte, er hätte ſchon viele tödtliche Wunden empfangen und hatte doch noch keine einzige.

So liefen ſie, bis Jorkus an den Waſſergraben kam, da gieng erſt ſeine Verzweif-

Dieß sind die Gockelbahnen
Von edlen Stämmen zwey:
Den Herrn von Lumprianen,
Den Edlen von Gelchrei.

Die Ritter sinds der Nadel,
Die Helden dieser Zeit,
Von ellenreichen Adel
Zum fechten stets bereit.

lung recht an, er dachte bey ſich: weichſt du weiter zurück, ſo mußt du elendiglich im Waſſer umkommen, gehſt du voran, ſo ſchneidet der Zivilles dir deine Kehle ab. Er fieng laut zu ſchreien an und nahm in der höchſten Verzweiflung eine Hand voll Sand und warf ſie dem Zivilles in die Augen. Dieſer trippelte nun wie wahnſinnig herum, warf ſein Schwert von ſich und ſchrie ganz erbärmlich: laß mich leben! laß mich leben! ich will mich ja gern ergeben.

Jorkus rief ihm zu, ſo müſſe er erſt alles, was er von Waffenſtücken um und an ſich hätte, ablegen. Als dieſes geſchehen, traute er ihm doch noch nicht, und ſagte, er möge ſich niederlegen und ſeinen Kopf in den Sand ſtecken. Als Zivilles auch dieſes gethan und niedergeſtreckt im Sande lag, wie ein todter Haaſe, wurde Jorkus in ſeinem Herzen und Muthe von großem Zweifel ergriffen; denn er dachte, gehſt du nun mit dem Schwerte auf ihn los, ſo iſt er im Stande und ſpringt auf und reißt dir es aus der Hand. Zuletzt bedünkte ihn das Beſte, langſam auf den Zehen heranzuſchleichen, ihm auf die Bruſt zu knieen und ſein großes Meſſer, womit er die Kühe abzuſtechen pflegte, ſachte ins Genick zu ſtoßen. Als die Kampfrichter das Meſſer und ſein blutgieriges Beginnen wahrnahmen und hörten, wie der Zivilles ſo gar erbärmlich ſchrie, als ob ihm ſchon das Meſſer in der Kehle ſtecke, traten ſie zwiſchen die Kämpfenden und ſagten dem Jorkus: er möge ſich mit ſeinem Siege begnügen, indem ſolch ein Mord den Geſetzen der Waffenſpiele ſchnurſtracks entgegenliefe.

Kaum aber hatte Zivilles ſich in Sicherheit gemerkt, als er laut über Ungerechtigkeit zu klagen anfieng: er ſey durch feige Liſt heimtückiſcher Weiſe, als er den Sieg ſchon in Handen gehabt, von ſeinem falſchen Gegner hintergangen worden. Beyde geriethen darüber in heftigen Streit und zankten und ſcholten ſich zur Beluſtigung des ganzen Volkes. Allein die Kampfrichter erwogen den ganzen Handel und thaten ſodann den Ausſpruch: dieweil in ritterlichen Zweykämpfen Sandwerfen und Meſſerſtechen nicht üblich ſey, ſo ſollten beyde in ehrlicher Weiſe das Waffenſpiel aufs Neue erheben, damit offenkundig würde, wer der Tapferſte von ihnen ſey.

Ueber dieſen Ausſpruch wurden die Beyden gar nachdenklich und ſtille. Sie legten die Waffen zu den Füßen des Königs nieder und betheuerten wie mit einer Stimme: daß ſie um keinen Preis in der Welt ein ſo gefährlich Spiel nochmal wagen wollten. Alſo erhob ſich König Günther und ſprach: Weil ihr denn beyde, einer ſo mannhaft und tapfer wie der andere geſtritten, ſo ſollt ihr euch auch in die Kampfpreiſe theilen. Ueber dieſe Worte war Niemand frohlicher als Jorkus und Zivilles. Sie dankten gar ehrerbietig dem König und kehrten heim, viel wohlgemuther denn ſie gekommen und daheim ſtellte ein Jeder von ihnen ein Feſtmahl an und dazu luden ſie alle ihre Verwandten und Freunde und der Wein und die Trinkſprüche wurden dabey nicht geſpart, wie es bei Feſtmahlen üblich iſt. Jeder von ihnen aber rühmte ſeine Heldenthat und ſchrieb ſich wieder den Sieg zu und darüber entſtand zwiſchen den beyden Geſchlechtern ein langer, langer Streithandel, den

kein Gericht auf Erden zu schlichten vermochte; bis zuletzt ein Sohn aus dem Hause des Jorkus zur Aussöhnung eine Tochter aus dem Hause des Zivilles heirathete.

Aus dieser preiswürdigen Ehe aber ist im Verlaufe der Zeiten das edle, weitverbreitete Geschlecht deutscher Bärnhäuter entsprossen. Und fragst du, wer die Bärnhäuter sind, so wisse: es sind die gewaltigen Maulhelden, die Brüder Schleudrian und Schludrian, die stets auf der Bärnhaut müßig liegen und sich der Thaten ihrer Altvordern rühmen; die Rechthaber sinds, die nie etwas lernen und doch Alles besser wissen; die Würdelosen, die sich gegen die Niederen hochmüthig und gegen die Hohen niedrig erweisen; die falschen, tückischen Gesellen, die dich auf den Mund küssen und dir auf den Rücken spucken; die farblosen Wetterhahnen, die nicht warm und nicht kalt, den Mantel immer nach dem Winde und den Blick nach dem aufgehenden Glücke kehren, die beim Kampf die Letzten und beym Preis die Ersten seyn wollen, und die Rechenmeister, die in Allem zuerst und zuletzt nur an sich denken; die selbstgefälligen Neidvögel endlich, die mit Gott und der Welt zürnen und immer ihr Eigenlob singen. Allein nun wollen wir schweigen und sie auf ihrer Bärnhaut schlafen lassen, denn es sind ihrer viele und es ist ihnen nicht zu trauen, und wer es mit ihnen verdorben hat, den verfolgen sie, wie die Wespen. Und wem sie wohl wollen, dem gehts noch schlimmer, denn sie sind langweilig zum Sterben. So lebe denn wohl, lieber Leser und hüte dich vor den Bärenhäutern, noch mehr aber davor, daß du selber keiner wirst.

Nachwort.

Ueber den Geist des germanischen Heidenthums und die Bedeutung seiner Heldensage für die Geschichte.

Zufällige Umstände haben die Herausgabe dieser Schrift, gegen des Verfassers Absicht, hinausgeschoben; die meisten der deutschen Volksbücher und darunter auch der hürnen oder gehdrute Siegfried sind seitdem in mancherlei Bearbeitungen erschienen, unter ihnen möge denn auch die gegenwärtige in ehrlichem Kampfe um den Dank ringen.

Daß aber unsere Dichter so vielfach „sagen und singen" von dem alten Nibelungenhelden, dieß hat nicht erst gestern begonnen, und wird auch Morgen nicht aufhören; ist ja doch von jener frühesten Urzeit an, die sich in das geheimnißvolle Dunkel heidnischer Götter- und Heldensage hüllt, der Name Siegfrieds, des vielbesungensten aller deutschen Helden, mit der ganzen Entwicklung unserer Sprache und Dichtung, ja selbst mit unserer Ge-

ſchichte, aufs innigſte verknüpft, und dieß wohl nicht zufällig, wie die Leſer zum Schluße aus den folgenden Blättern ſehen werden.

Siegfried war der geliebte, jugendliche Lichtheld unſeres Volkes, da es ſich ſelbſt in der Jugendzeit ſeiner Heldenkraft fühlte; was es von herrlichen, ihm von Gott verliehenen Naturgaben und Kräften in ſeinem ganzen eigenſten Weſen empfand, was es erſtrebte, was es ahnte, wonach es ſich ſehnte, damit ſchmückten ſeine Sagen- und Liederdichter Siegfried den Schuellen, der alſo durch die Dichtung verklärt und mit der glänzendſten Waffenrüſtung angethan, ihm als höchſtes Vorbild germaniſchen Heldenthums vorſchwebte.

So ertönte ſein Name unter Becherklang bey den Feſt- und Opfermahlen, in den heiligen Hainen des Urwaldes, die Feſtgenoſſen erfreuend und zu kühnen Thaten begeiſternd; ſo tönte er unter Schwerterklang, auf den Kampfefeldern, in den Schlachtgeſängen der kriegeriſchen Minſtrels, die Streitenden mit Todesmuth erfüllend und ihnen die Freuden Walhallas verheißend und ſo ertönte er in des Kerkers tiefer Trauernacht, aus dem Munde der Gefangenen, der Verwundeten und der Verrathenen, die in ihren tödlichen Schmerzen tröſtend ſich das Lied ſangen, wie der herrlichſte, der leuchtendſte der Helden, in der Blüthe ſeiner Jugend, an dem einſamen Waldborn, durch finſteren Verrath, ein Opfer grimmiger Frauenrache gefallen, dem alten verhängnißvollen Fluche, der auf allem Irdiſchen laſtet, erliegend.

Siegfrieds Bild aber iſt unſerm Volke auf dem ſtill dahinrinnenden Strome der Jahrhunderte als treuer Begleiter gefolgt, und nach dem Wechſel und Wandel des Geiſtes der Zeiten hat auch es, gleich dem Volke, ſtets Gewand und Geſtalt von neuem, bis auf den heutigen Tag, umgetauſcht.

Noch iſt uns die Heldenſage in ihrer dem Urſprung näheren, heidniſchen Geſtalt erhalten. Da ſind es fremd tönende Klänge, in denen jene älteſten Lieder uns von dem tragiſchen Geſchick ihres Helden ſingen. Ein Nachhall einer untergegangenen Vorzeit, mit anderen Kräften und anderen Leidenſchaften, mit anderen Schmerzen und Hoffnungen und anderen Blumen und Freuden tönt daraus zu uns, räthſelhaft und halbverſtändlich, herüber; es iſt die ſchauerliche Einſamkeit der alten Urwälder mit ihrem nächtlichen Dunkel, ihrem reißenden Gewild und ihren Rieſenblumen, die uns darin entgegenſtarrt; wir glauben den wilden Waldgeruch noch zu empfinden, das Geheul untergegangener Thiergeſchlechter ſchlägt an unſer Ohr; in der Höhe ſchweben die ſchickſalſpinnenden Nornen, in dem halbverhüllten Hintergrund waltet Odin und die alten Götter; allein der Schleier des Geheimnißvollen iſt über dieſe halbvergeſſene, ſtumme Götterwelt gebreitet; ſie ſind in unheimlich Nebelgewand gehüllt; kaum ſehen wir einen Strahl ihrer blitzenden Augen oder hören das Pfeifen eines von unſichtbarer Hand in abendlicher Dämmerung geſchwungenen Speeres; alles Licht des irdiſchen Seyns und Lebens erſcheint verdüſtert von den winterkalten Schatten eines unabwendbaren Verhängniſſes; der Lebensfaden der herrlichſten Helden knüpft ſich in der Zeiten Anbeginn an den unheilvollen Ring uralten Fluches, und läuft blutroth durch alle ihre

Geſchlechter hinab, bis zum großen Tage des Weltunterganges; und wie die Natur in ſteten Krämpfen und Kämpfen immer auf und untergehend, blühend und welkend, ohne Unterlaß mit dem Tode ringt, wie die Elemente in feindlichem Haſſe grimmig entzweit einander ſtets bekriegen und vernichten: ſo erſcheint, in dem Spiegel heidniſchen Glaubens, das Geſchick des menſchlichen Lebens als ein gleicher Kampf, den die gottentſproſſenen Heldengeſchlechter in forterbender Blutrache von Geſchlecht zu Geſchlecht zu ſtreiten haben; ſie, die weißen, fleckenlos reinen Lichthelden, ſtreiten ihn im Dienſte und unter dem Schutz der guten, der reinen, der heiteren, ſchaffenden und erhaltenden Lichtgötter, wider die böſen, unheilvollen Mächte der finſteren Nacht, der wilden Zerſtörung, des giftigen Meineides und des blutbefleckten Verrathes; alle Kämpfer aber fallen, laut alter Verheißung, in dieſem großen Weltſtreite, denn dem Tode iſt alles Leben geweiht und Liebe und Leid gehen auf Erden unzertrennlich Hand in Hand; doch ſie fallen zur Sühne des alten Fluches, ein Opfer der Blutrache, um nach der Verjüngung dieſer, durch Feuer und Schwert vernichteten Schöpfung, an einem neuen Morgen, wenn eine neue Frühſonne auf den heiligen Thau neuergrünter Wieſen herniederſcheint, in dem leuchtenden Saale Walhallas wieder zu erwachen, und unter frohen Waffenſpielen ein ewiges Siegesmahl zu feiern.

Als einer der gefeierten Vorkämpfer in dieſem Streite erſcheint auch Siegfried, der Sonnenheld; ſein Geſchlecht iſt ein Lichtgeſchlecht und ſeine Braut eine Lichtbraut, die auf der leuchtenden Höhe wohnt und er, ein Vorbild der Helden, fällt durch finſteren Verrath, ſein Geſchlecht aber geht in der Blutrache mit dem Geſchlechte des Verräthers durch Feuer und Schwert unter, um den blutigen Schatten des gemordeten Helden zu ſühnen. So iſt es der hoch auflodernde, die Leichen verzehrende Scheiterhaufen, der den Schlußgeſang bildend, im Hintergrunde der Dichtung ſteht, wie die blutrothen Flammen des Weltunterganges, mit ihrem ſchauerlichen Scheine, den letzten Akt in jenem großen Weltdrama erleuchten, das am Morgen der Zeiten ſchon, von der Höhe göttlicher Weisheit, die vorausſpähende Seherin des germaniſchen Nordens, mit ahnendem Geiſte, vorgeſchaut, und das als tragiſcher Grundton in allen Sagen und Liedern des germaniſchen Bewußtſeyns, bald leiſer, bald vernehmlicher, wiederklingt.

Wenn dieſe Welt- und Götteranſchauung des germaniſchen Heidenthums den Begriff des Zwieſpaltes und Streites, dem der Menſch durch den Sündenfall und das Eindringen des Böſen anheimgefallen, in einſeitiger Auffaſſung ſinnlicher Kraft, auch allzu materiell genommen, und den Sieg über die böſen, zerſtörenden und verführeriſchen Leidenſchaften, den wir durch Selbſtüberwindung und geiſtigen Kampf erſtreiten ſollen, durch die Schärfe des Schwertes zu erringen wähnt; wenn ſie mit den Leichen der erſchlagenen Feinde auf dem flammenden Scheiterhaufen des Schlachtfeldes den Fluch des Geſchickes zu verſöhnen gedenkt, und wenn ihr daher der Krieg und die Blutrache als ein Gottesdienſt gilt und ſie das Schwert, wo nicht als Gott, ſo doch als eines ſeiner heiligſten Symbole verehrt;

wenn ſie endlich jenen Streit, den der Menſch mit dem Vater der Lüge und ſeinem ganzen Schlangengezüchte zu kämpfen hat, auf die Verhältniſſe von Menſch zu Menſch und von Volk zu Volk überträgt, ſo daß ſie die blutige Rache für jeden Friedens- und Eidbruch, als eine heilige Erbpflicht von Vater auf Sohn fortpflanzt: ſo hat doch neben ſolchen unheilvollen Misdeutungen und Verdunkelungen dieſe Anſchauung auch manche helleuchtende Strahlen der uralten Wahrheit aufbehalten, die kein unbefangenes Auge in dem Geiſte der germaniſchen Heldenſage im Allgemeinen, wie in dem Bilde Siegfrieds oder in dem Charakter unſeres Volkes, wie ihn die älteſten hiſtoriſchen Nachrichten ſchildern, verkennen kann.

In dieſer, tief in der religiöſen Anſchauung begründeten Kampflehre wurzelt ja eben jener kühne, thatendurſtige, todesmuthige Heldengeiſt unſerer kriegeriſchen Vorfahren; jener Geiſt, der aller Ueppigkeit und Weichlichkeit feind, ſeine Kurzweil darin fand, unbeſchirmten Leibes zwiſchen Schwertern und Speerſpitzen zu tanzen und über die Kampfroſſe beſügelten Fußes hoch hinweg zuſpringen; der ſiegend in die Schlacht zog, trotzig der Gefahr ins Angeſicht lachte, und ſiegesfroh den Tod empfieng, und dem das blutige Schild als liebſte Ruheſtätte galt. In dieſem Glauben wurzelte ihr ſelbſtſuchtloſer Opfergeiſt und vor allem jene Heilighaltung der Treue, die ſelbſt von ihren Feinden laut geprieſen wird. Alle einzelnen Wehren, alle rechten Heldengeſchlechter bilden in dieſer Geſinnung unter ſich und mit ihren Göttern eine heilige Bluts- und Eidgenoſſenſchaft, die ſtets durch den gemeinſamen Genuß des Opferblutes und Opfermahles unter den Bundesverwandten erneuert wird. Alle umhegt der gleiche Gottesfrieden und Einer iſt für den Andern zu ſterben verpflichtet; jede Beleidigung von außen gilt daher als ein Einbruch in das Heiligthum, und wehe dem, der aus der Genoſſenſchaft ſelbſt im Inneren den Frieden verrätheriſch gebrochen; denn er iſt ein Brudermörder, ein Feind der Götter und Menſchen, ein verfehmter, geächteter Wolf, dem die rächende Nemeſis auf dem Fuße folgt. Der gleichen Geſinnung entſpringt auch eine andere von den Römern an den heidniſchen Germanen bewunderte Tugend, ihre Keuſchheit, deren ſtrenge Reinheit, wie ein friſcher Morgenhauch uns aus ihrem Leben, aus ihrer Sitte, wie aus ihrer Dichtung anweht. Die Braut, die Gemahlin des Lichthelden, der ſeinen Stamm von den Göttern ableitete, ſollte eine reine, eine unbefleckte ſeyn, rein ſollte ſie ihm die Treue ſchwören und rein die geſchworne bewahren; Fluch daher dem Frevler, der verführt von unreiner Luſt, dieſer eidbrüchigen Tochter der finſteren Nacht, den heiligen Frieden des Hauſes, wo die reine Herdflamme gaſtlich brennt, verletzt. Blank darum und rein wie ſein Schwert, ſo war dieſer Geiſt, ein wehrhafter, mannhafter, kranker und hochgemuther, dem jede tückiſche Hinterliſt, jede Treuloſigkeit, jeder Verrath, jede feige, kriechende Niedertracht verhaßt war, und der die weichlichen, weibiſchen Lüſte niedriger Sinnlichkeit als des Mannes unwürdig verachtete. Feſten Schrittes und offenen unerſchrockenen Blickes, wie in die Schlacht, ſo gingen ſie durch das Leben. Gehörte ihr Blut dem Bundesgenoſſen, ſo gehörte ihr Hab und Gut dem Gaſt, der unter dem Schutze der Göt-

ſtehend, als der Herr an ihrem Feuerherd geehrt wurde, und was ihm als das Liebſte erſchien, beym Scheiden zum Gaſtgeſchenk empfieng.

Allein wie kampfbegierig, wie hartgemuthet gegen Wunden und Schmerzen der alte Germane die Gefahr aufſuchte, wie ſehr er ſich auch an dem blutigen Waffenſpiele erfreute, ſo ruht doch ein Zug ſtiller, trauernder Wehmuth in der Tiefe ſeines Gemüthes und die Klage erklingt, bald wie eine Ahnung in leiſem Tone, bald wie der helliſte Schrei des lebendigſten Schmerzes: denn dieß Gemüth iſt von dem wehmuthreichen Gefühl durchdrungen, daß tief im Schooße der Nacht, an den Wurzeln des großen Welt- und Lebensbaumes, der alte Neiddrache der Zerſtörung unabläſſig nagt, und daß einſt der Tag kommen wird, wo der herrlichſte aller Bäume, wie hoch er auch die grüne Krone mit den goldenen Früchten, in den blauen Lüften des Himmels wiegen mag, ein Opfer des giftigen Wurmes der Tiefe zuſammenbrechen wird. Doch weil dieſen Glauben nicht die Nacht ewiger Vernichtung verdunkelt, weil ihm jenſeits dieſer Weltzerſtörung, nach der großen Schlacht, ein neuer freudenreicher Morgen entgegenleuchtet: daher überwindet das frohe Licht dieſer Hoffnung den Schrecken und die Trauer des Todes, und hochgemuthet ſuchen die Helden die Gefahr auf, und wie zur Jagd oder zum Spiele eilen ſie in das wilde Gewoge der Schlacht und nichts entehrt ſo ſehr, als kampfflüchtende Feigheit den Mann, der zur Wehr und zum Heldenkampf geboren iſt.

Dieſer Kampfmuth, der den ernſten Unheil, ahnenden römiſchen Geſchichtſchreiber für ſein Volk beſorgt machte, dieſer Geiſt der Tapferkeit und Treue, der überall in der Heldenſage uns entgegentritt, die, wie ſie in der Schlacht unter dem Schwerterklang geſungen wird, ſelbſt wie Schwertſchlag klingt, dieſer Geiſt war es, menſchlichem Urtheile nach, ohne Zweifel auch, der die Germanen in den Augen der Vorſehung würdig erſcheinen ließ, daß ſich Gott des germaniſchen Schwertes bedienen wollte, um die eiſernen Feſſeln zu zerſchlagen, in denen die Welt gebunden im Staube, unter den Füßen römiſcher Imperatoren lag, die, die Scheuſale der Menſchheit, göttlicher Ehren ſich anmaaßten. Das germaniſche Schwert war es ja, welches die Völker frei machte von menſchlichem Despotism, damit das göttliche Geſetz des Evangeliums frei und ungehindert ſich entwickeln könne, und als die germaniſchen Stämme ſich über alle Provinzen des großen Kaiſerreiches, getrieben von ihrem thatendurſtigen Kampfgeiſt, verbreiteten, da war es jenes keuſchbewahrte, friſche, germaniſche Blut, welches das Leben der dahin ſterbenden alten Bewohner wieder verjüngte, ſo daß es in den Adern der meiſten neueren europäiſchen Völkern fließt und die mächtigſten Reiche noch bis auf den heutigen Tag germaniſche Namen tragen und germaniſchen Fürſten gehorchen*). Und auch

*) Man könnte allerdings einwenden, daß die Gräuel, welche ſo manche germaniſche Fürſtengeſchlechter, wie z. B. die Merowinger, in der Geſchichte beflecken, in grellem Widerſpruche mit dieſer Darſtellung ſtehen; allein einmal fällt dieß in eine ſpätere Zeit, als wovon hier die

in ſpäter Nachwirkung noch trieb jener alte abentheuerluſtige Waffengeiſt die germaniſchen Seekönige des ſcandinaviſchen Nordens, wie blitzende Wetterwolken, weit hinaus über alle Meere, bis zur Küſte von Amerika hin, lang ehe der Genueſe an den fernen Ufern des unbekannten Welttheiles von einer andern Seiten her gelandet.

Als aber das Chriſtenthum den germaniſchen Geiſt mehr und mehr durchdrungen hatte, da war es ſein ſiegreicher, von Gott erwählter Schwertführer, der wie die Helden Siegfrieds dem fränkiſchen Stamme angehörte, es war Karl der Große, eine ächte germaniſche Heldengeſtalt, der mit mächtigem Arme für viele Jahrhunderte die Grundſteine zu dem chriſtlich-germaniſchen Dome des Mittelalters legte, jenem mächtigen Baue, der ſich wie die ſchattigen Bäume der Urwälder frei und hoch zum Himmel erhob, und über deſſen Krone das Kreuz ſchwebte. In weiterer Fortbildung iſt nicht minder bekannt, welchen Einfluß dann jenes alte Heldenthum und ſeine keuſche Sitte auf das Ritterthum hatte, wie daſſelbe ſich im Mittelalter entwickelte mit ſeinen Kreuzzügen und ſeinen Turnieren und Geſängen ritterlicher Ehre und Minne. Lebten ja die alten Helden der heidniſchen Vorzeit noch immer im Herzen des Volkes und im Munde ſeiner Sänger fort, ſo daß auch jetzt noch Siegfried ein hoch gefeierter Name war.

Allein eben jener heidniſche Geiſt, mit ſeinem dunkeln Verhängniß und ſeiner heißglühenden Blutrache, der in den alten Heldenliedern wehte, ließ dieſe Lieder nicht mit Unrecht dem chriſtlichen Sinne der Zeit unheimlich, ja ſelbſt als gefährlich erſcheinen; doch fand ſich daneben des Schönen, des Hochherzigen, des Edlen, Zarten und Ergreifenden ſo viel, daß es auch den ſtrengeren Richtern wehe thun mußte, ſie den Flammen des Scheiterhaufens zu übergeben. So wurden dieſe Lieder von chriſtlichen Dichtern im chriſtlich-ritterlichen Geiſte umgedichtet. Die alten Motive wurden gewechſelt, die grimmigen Leidenſchaften jener naturkräftigen Vorzeit, mit ihren Rieſen und Drachen, gemildert, das Ungefüge, Cyclopiſche auf ein menſchliches Maaß zurückgebracht, das Unheimliche der al-

---

Rede iſt, in eine Zeit, wo die erobernden Germanen, die ſich in den Provinzen des römiſchen Reichs niedergelaſſen, mit dem Golde auch an den Laſtern und Lüſten der Beſiegten Theil genommen; und dann dürfte es keinem Zweifel unterliegen, daß auch das germaniſche Heidenthum, als die Germanen zur Regeneration in die Geſchichte eintraten, um dem Chriſtenthum die Wege zu bereiten, ſich ſelbſt überlebt hatte; es iſt, als ob auch ſie ſich im Opferblute zu ſelbſtmörderiſchen Blutthaten berauſcht hätten, und gewiß waren ſie nicht minder als die Römer einer religiöſen Wiedergeburt bedürftig; daher denn das Chriſtenthum bey ihnen zwar einen äußeren Widerſtand durch die Waffen, aber keinen geiſtigen fand. Wer übrigens ein Beiſpiel ſehen will, wie bei ſonſt höchſt einfachen, und wenn man will, barbariſchen Sitten, doch eine geiſtige Ueberbildung und ein Erſtarren in conventionellen Formen beſtehen kann, der darf nur einen Blick in die Skaldenpoeſie des ſcandinaviſchen Nordens werfen, zur Zeit des dahinſchwindenden Heidenthumes.

ten Vielgötterei und das Zauberwesen daraus entfernt. Kurz Siegfried erschien in dem Waffenkleide eines Kreuzfahrers, das Kreuz auf der Brust, und wie er seine Hochzeit in dem christlichen Dome feierte, so handelten alle, die ihn umgaben, in den Empfindungen der Zeit. Nur hier und da, aber ganz in den Hintergrund gedrängt, ist ein und das andere Fragment, das sich nicht meistern ließ oder das man nicht beachtete oder dessen innere Bedeutung man nicht verstand, stehen geblieben und nimmt sich seltsam und fremdartig aus, wie etwa ein alter halbzerbrochener Opferstein eines Heidentempels, den man mit seinen unverstandenen Symbolen in eine christliche Kirche eingemauert hat.

So klang das altdeutsche Heldenlied noch fort, auf den Burgen, bei den Hochzeiten und Festgelagen der Ritter und Fürsten, und so schritten, bey den großen Festschauspielen, seine hohen Gestalten an den Blicken der Zuschauer vorüber. Allein nachdem die Dichter bei ihren Umdichtungen einmal den festen Boden der alten überlieferten Sage verlassen hatten, so war damit auch der Willkühr der Einzelnen Thor und Thüre geöffnet, und in dem Maaße, als die alte Einfalt und Natürlichkeit, in den übrigen Lebensverhältnissen, überladenen, künstlichen, pomphaften Formen und Förmlichkeiten weichen mußte, so verlor sie sich auch aus der Poesie und die alten Heldengesänge mit ihrer großartigen Einfachheit wurden gar häufig zu endlosen Ritterromanen ausgesponnen, in denen die abentheuerlustige, ungezügelte, irrende Ritter-Phantasie der Dichter, mit der zunehmenden, weitläufigen Geschwätzigkeit, sich nach Wohlgefallen ergehen konnte.

Aber auch das Mittelalter schwand vorüber. Die glühende Begeisterung mit ihrer aufopfernden Hingebung war längst entflohen; die Zeiten wurden kälter, verständiger; die Reflection, der Zweifel, die Berechnung machten sich geltend; die Glaubenszspaltung spaltete das Herz des Vaterlandes und entzündete einen Kampf, in dem die edelsten Kräfte sich aufrieben; statt des welthistorischen Lebens, das die Nation früher unter den Vorkämpfern der Zeit geführt, ward ihr Leben jetzt ein abgeschlossenes, spießbürgerliches; statt großer Ideen, die sie früher erwärmt und erhoben, machten nun kleinliche, mit jedem Tage wechselnde Interessen und Intriguen sich geltend, wie der einigenden kaiserlichen Macht die vielköpfige von hundert Territorialfürsten folgte. Diese Zeit konnte der Poesie nicht günstig seyn; während die Soldaten, die den Rittern gefolgt, auf den Schlachtfeldern kanonirten und schossen, und die Gelehrten, mehr und mehr einen vom Leben getrennten Stand bildend, in den Hörsälen und auf den Kanzeln controversirten, verstummte theils, theils verkümmerte und verwilderte die Poesie. Die Gelehrten, die der guten alten deutschen Sprache einen Bettelmantel umwarfen, wozu sie die Fetzen allen Nationen, die Deutschland verwüstet, entlehnten, verachteten die alte Volkspoesie als ihrer unwürdig; die Verstoßene suchte eine Zuflucht in den Zunftstuben, oder sie gerieth gar in die Hände der Bänkelsänger und in die Weinschenken des gemeinen trunkenen Haufens, wo sie ihren guten Ruf und ihre adliche Sitte nicht selten einbüßte.

So durfte ſich die alte Heldendichtung noch glücklich ſchätzen, wenn ſie einen ehrſamen Zunftmeiſter fand, der wie Hans Sachs als Meiſterſänger die Poeſie ſchlecht und recht wie ſein Handwerk betrieb und die Verſe nach dem Takte ſeines Hammerſchlages machte. Da wurden denn Siegfried und ſeine Helden, nach der Weiſe der Zeit, in bürgerlicher Tracht ausſtaffirt, und ſie dienten dazu das Volk, bei einem Faſtnacht-Weihnachts- oder Oſterſpiel oder bey einem Mummenſchanz zu ergötzen, oder die alten Nibelungen und Siegfried und der Drache wurden auch bey einer fürſtlichen Hochzeit als ein künſtlich geziertes Schaugericht auf die Tafel getragen; verſteht ſich zubereitet nach dem Geſchmack der Zeitgenoſſen.

Aber es gingen auch die drei jüngſten Jahrhunderte, wenig rühmlichen Andenkens, vorüber und es traten die Umwälzungen der neueren Zeit ein, die gleich einer neuen Sündfluth ſich über die Länder ergoſſen und auch die erſtarrten Formen des Zunftweſens zerbrachen. Das Handwerk wurde frei erklärt und ein jeder konnte ſein Schild heraushängen, ohne daß er vorher nöthig hatte ſein Meiſterſtück zu machen. Mit den Zünften verſtummten auch die Meiſterſänger, wie früher die Minneſänger verſtummt waren. Die Geſchichte des alten Nibelungenhelden war zu einem unſcheinbaren Volksbuche zuſammengeſchmolzen, das mit anderen ſeines Gleichen, auf ſchlechtem grauen Löſchpapier gedruckt, in den Winkelbuchbinderläden, hinter den alten Münſtern oder auf Jahrmärkten, von herumwandernden ſingenden blinden Orgelſpielern oder von alten Weibern, vor dem Eingang der Kirchen, mit Gebetbüchern und fliegenden Blättern, feil geboten wurde. Da hatte denn auch Siegfried wieder, wie er gerade dem Erſten Beſten in die Hand gerathen, ſeine Kleidung abermal wechſeln müſſen; es konnte ihm geſchehen, daß er jetzt mit ſentimentalen Mondſcheinſentenzen ausgeſchmückt ward, oder ſo, wie ſich ihn eben ein verdorbener Schneiderlehrjunge dachte, der ſeinem Meiſter entlaufen war und weil er zum Handwerk nicht taugte, ſich der Schauſpielkunſt und der Volksliteratur zugewendet hatte; daß ſeine eigenen Geſichtszüge ſich in ſeinen Helden, den Kindern ſeines Geiſtes, wiederſpiegelten, konnte natürlich nicht ausbleiben.

Allein jetzt war auch für Siegfried der Augenblick der tiefſten Erniedrigung gekommen und auch für ihn brach jetzt eine Zeit neuer Ehre an.

Als unſer Volk, eine Beute aller ſelbſtſüchtigen Leidenſchaften, ſich in ſelbſtmörderiſchem Zwieſpalte zerfleiſchte und verrieth und dafür zur Strafe von dem eiſernen Fuße des fremden Eroberers in den Staub getreten ward, und den Becher der tiefſten Schmach und des bitterſten Elendes in vollen Zügen trinken mußte: da erwachte es unter den Schlägen des Unglückes aus ſeinem langen Schlummer und in der ſühnenden Bluttaufe erinnerte es ſich wieder ſeiner verlornen Herrlichkeit, ſeiner Freiheit, ſeines Heldenmuthes, ſeiner alten Siege und der kaiſerlichen Rolle, die ihm in der Geſchichte zugetheilt geweſen: aus einer ehrenarmen und jammersreichen Gegenwart flüchtete es ſich in die Vergangenheit; es ging in büßendem Trauergewand auf der Väter Grab, deren Aſche die Feinde in die Winde geſtreut,

um ihre rächenden Geister heraufzubeschwören; es lernte wieder, von fremdem Schimmer und Flitter sich lossagend, seine treuherzige, gute, alte Muttersprache, mit ihrem männlichen, reinen, ehrenfesten, gemüthvollen Laute lieben; die alten beskäubten Pergamente, die seine vergessenen Rechte und Freiheiten enthielten, entrollte es wieder; von den Dachkammern nahm es die Bilder der Ahnen herunter und suchte die unleserlichen Schriften auf ihren Grabsteinen, die ihre Thaten enthielten, wieder zu entziffern und sich ins Gedächtniß zu rufen; mit staunender Ueberraschung richtete es seinen Blick auf die alten Dome, die die Krämer äußerlich, und deren Inneres die Geschmacklosigkeit, unfähig die Größe des alten Planes auch nur zu fassen, auf das jämmerlichste verunstaltet hatte. Während so in allen Gebieten ein neues Leben zu erwachen begann und die verarmte Gegenwart in den reichen Schachten der Vergangenheit nach den alten Schätzen suchte, um eine bessere Zukunft sich zu bereiten: da zogen auch jugendlich begeisterte Jäger hinaus in den deutschen Dichterwald, den sie theils künstlich, im Perückenstyl, wie einen steifen Ziergarten zugeschnitten, theils zu einem wilden Gestrüpp voll Dornen und Nesseln verwachsen lassen. Die jungen Jäger aber zogen aus, in seiner tiefen Verborgenheit das alte, wunderreiche Waldschloß zu suchen, wo das Dornröslein deutscher Poesie seit langen Jahrhunderten schlief, seit es die böse Alte mit der Spindel gestochen. Der Tag der Erlösung war für die schlummernde Königstochter gekommen; mit dem Schalle des Wunderhornes erwachte ihr ganzes romantisches Hofgesinde und so kam denn auch jene alte Volkspoesie, welche die Gelehrten als ein schmutziges, ungebildetes Aschenbrödel, das weder Latein noch Französisch verstand, hinaus gestoßen, wieder zu Ehren und in ihrem Geleite schritt auch Siegfried, der Nibelungenheld, in seinem alten Waffenschmuck einher.

Es war damals, es war im Jahr 1807, als die bekannte, dem Herausgeber des Wunderhorns, dem deutschen Dichter Clemens Brentano, gewidmete Schrift erschien: **„Die deutschen Volksbücher. Nähere Würdigung der schönen Historien-, Wetter- und Arzneibüchlein, welche theils innerer Werth, theils Zufall, Jahrhunderte hindurch bis auf unsere Zeit erhalten hat.** Von J. Görres. Heidelberg bei Mohr und Zimmer 1807".

Seitdem hat die Theilnahme an unserer alten und neueren Volksdichtung und Volksliteratur in steigendem Maaße sich entwickelt. Während die Wissenschaft die alten Denkmäler unserer Sprache und Dichtung aus Licht gezogen, gesammelt, gesichtet und sprachlich und sachlich durchforscht, erläutert und verglichen hat, und ihrer Entwicklung durch die Jahrhunderte gefolgt ist, haben die Dichter in hellen Haufen sich aufgemacht, das Andenken der alten Helden, durch ihre Dichtungen und Lieder neu verjüngt, ins Gedächtniß der Lebenden zurückzurufen und mit ihnen haben, Hand in Hand, die ersten Meister neuerer deutscher Kunst die hohen Gestalten der alten Recken den Augen der Zeitgenossen wieder sichtbar gemacht.

So finden wir denn gegenwärtig jene Dichtungen in vielfältigen Ausgaben, von den

prächtigſten bis zu den geringſten, ſowohl in der alten Sprache, wie in neueren Bearbeitungen, allgemein verbreitet; die Bilder aus den Zeiten der Helden, Rieſen und Drachen ſchmücken, wie ehedem die Ritterburgen, ſo nun wieder die Schlöſſer unſerer Kunſt und Dichtung liebenden Fürſten.

Allein der für jene Schätze wiedererwachte Geiſt begnügte ſich nicht damit, ſie im Staube der Bibliotheken aufzuſuchen; der durſtigen Viele gingen zu der im Volke, nach unfürdenklicher Ueberlieferung, noch immer lebendig fließenden Quelle ſelbſt, um an ihr den leeren Krug wieder zu füllen. Das Volkslied, das Mährchen, die Legende, die Sage waren aus dem lauten Kreiſe der vornehmen, gebildeten Welt in die Abgeſchiedenheit und Einſamkeit ſtiller Hirtenthäler und wilder Waldberge geflohen. Hierhin gingen die, welche der Volksgeſchichte, der Volkspoeſie und dem Volksleben ihre Liebe zugewendet, ſie aufzuſuchen. Sie gingen in das kühne, himmelanſtrebende Hochgebirg, zu jenen ſonnigen, friſchgrünen, duftenden Alpen, wo die Gemſe ſpringt und die Alproſe an ſteiler Wand blüht, und einſam das Alphorn zum Kühreigen des Sennen weit hinab in die ſtillen, menſchenleeren, waldbewachſenen Thäler ſchallt; hier ließen ſie ſich den Rieſenſtein zeigen, der dem Rieſenfräulein im Sprunge aus der Schürze gefallen; hier beſuchten ſie das Kampffeld, wo die Helden mit den Ungefügen geſtritten und wo noch die Felſenkeile weit hin zerſtreut liegen; bei Fackelſchein ſteigen ſie dann in die unermeßlichen Felshallen, dort war das Drachenloch, dort hatte der Alte gewohnt, der dem Töchterlein geboten, den Bauer mit ſeinem Pfluge und ſeinem Geſpann wieder hinabtragen, weil es kein Rieſenſpielzeug ſeyn; weiter wandernd gelangten ſie zu jenen ſpiegelhellen, unergründlichen Seeen; in mitternächtlicher Stunde fuhren ſie auf ſchwankendem Kahn mit den Fiſchern hinaus; da kamen die Waſſermänner mit ihren grünen Haaren daher geſchwommen und aus den Kriſtallpaläſten der Tiefe tauchten die Nixen und die Waſſerfräulein auf, und ſangen zur Harfe und zur Laute geheimnißvolle, ſeltſame Lieder, voll herzergreifender, wehmuthvoller Sehnſucht; dann ward es wieder ſtill und ſie hörten tief, tief unten im Grunde den hellen Weihnachtsglockenklang eines uralten Domes oder ſie ſahen vom bleichen Mondſchein beleuchtet die Thurmſpitzen einer verſunkenen Stadt aus den zitternden Wogen emporragen; ſie fuhren aber weiter, zum jenſeitigen Ufer, dort kamen ſie an einem Kohlenfeuer vorüber, und die Köhler und Hirten zeigten ihnen im Thau die Spuren, wo die luftigen Elfen ihre nächtlichen Reigentänze aufgeführt; nicht weit davon fanden ſie die ephemmrankten Trümmer einer alten Ritterburg, die Wolfdietrich erbaut, Karl der Große zerſtört und der alte Barbaroſſa wieder hergeſtellt; hier erzählten ihnen arme Kinder, wie beym Erdbeerenpflücken ihnen in ſchneeweißem, glänzendem Gewande die Burgfrau erſchienen ſey, wie ſie mit einem goldenen Schlüſſel eine eiſerne Thüre geöffnet und ſie durch viele, viele Irrgänge in einen Saal geführt, wo Siegfried mit den Helden und Kaiſern deutſcher Sage ſchlafend an der eiſernen Tafelrunde geſeſſen, harrend der Stunde, wo der rothe Hahn kräht, und der dürre Birnbaum

auf dem großen Schlachtfelde der Zukunft neu zu grünen beginnt; dann ſtiegen ſie wieder mit den Bergleuten, das trüb brennende Grubenlicht in der Hand, hinab in die dunkeln Schachte, zu der Stelle, wo einſt die drey Knappen mit der Springwurzel die Wand geöffnet und die Herrlichkeit der Zwergenwelt, mit ihren unermeßlichen verborgenen Schätzen geſchaut; aus der Nacht und dem Bann der Berggeiſter folgten ſie den Jägern in das Walddunkel; da rauſchte über ihnen die wilde Jagd daher, ſie hörten den Hörnerſchall, das Klaffen der Hunde, den Knall der Peitſchen, in der Ferne, aber, auf der grünen Anhöhe, bey dem alten Kirchlein, ſahen ſie den weißen Hirſch mit dem Kreuze zwiſchen dem Geweih friedlich graſen, und ſcheu wich ſchon in der Ferne, ſeltſam heulend, der ſchwarze, feuerſchnaubende Stier der heiligen Stätte aus; waren ſie aber am Abend von der langen Wanderung müde, dann kehrten ſie in der Spinnſtube des Dorfes ein, dort ſetzten ſie ſich mit den Kindern ſpielend zum Feuer und nun begannen die alten Mütterlein der Reihe nach zu erzählen, und endlos, wie der Faden ihrer Spindel, floß die Rede, wenn ſie anfiengen von den Tagen, da ſie jung geweſen und den Liedern, welche damal noch die jungen Burſche und Mädchen an den Sommerabenden durch das Dorf geſungen, von den tauſend Geſchichten und Sagen und Mährchen, die der blinde Alte, der ſchon lange geſtorben, ſo oft unter der großen uralten Linde des Dorfes, die im vorigen Jahr der Blitz niedergeſchmettert, erzählt, von dem mannigfaltigen Wechſel der Trachten, von den fröhlichen Feſten und milden Stiftungen jener Zeit, von den ſeltſamen Gebräuchen bey Hochzeiten und Kindtaufen, von den Feuerrädern und Feuerkränzen um Johanni, den Kinderliedern zu Weihnacht und Dreykönig, dem Winteraustreiben und den Faſtnachtſpielen, den Maibäumen und Maikönigginnen und Born- und Blumenfeſten im Frühling, den Oſtermährlein zum Feſte der Auferſtehung und den Waldgängen und Tänzen zu Pfingſten und welche beſondere Feſtſpeiſen man ehemals an allen dieſen Tagen auf den Tiſch geſetzt und woher und ſeitwann jener Berg oder jene Mühle ihren ſeltſamen Namen überkommen, und wo ein Gränzſtein einmal ſey verrückt worden, oder wo ein alter Heidenſchatz, von einem ſchwarzen Hund bewacht, begraben liege und warum die Mütter den und den Vers zu den Kindern ſprächen, wenn ſie nicht brav ſeyn wollten, und wer vor Zeiten auf den alten Burgen rings im Lande gehauſt, und wie die mächtigen Geſchlechter zu Grunde gegangen und was ein Zauberer, der einmal aus weiter Ferne gekommen, ehe er verſchwunden, von dem künftigen Schickſal des Landes vorhergeſagt: dieß und viel Anderes ließen ſie ſich aus den Tagen der Vergangenheit von dem zitternden Munde der Alten erzählen, und ſo bemächtigten ſie ſich allgemach dieſer ganzen Gedankenwelt, die in Geſtalt der Sage ſo manche werthvolle, wenn auch gar oft miß- oder unverſtandene hiſtoriſche Erinnerung bewahrt, die der Poeſie ſo reichen Stoff darbietet, und in der ſich die Denk- und Fühlweiſe unſeres Volkes ſo lebendig ausſpricht. Auf dieſe Weiſe ſind die ſo zahlreichen Sammlungen der Sagen, Mährchen der Volkslieder, der Sprüche, Sitten, Herkommen und Trachten unſerer deutſchen Länder entſtanden.

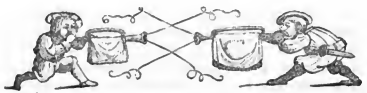
Durch dieſe innigere Verbindung mit dem Volke wurde die Aufmerkſamkeit auch auf unſere verſchiedenen Volksdialekte gelenkt; denn ſo viele jener Lieder und Sagen waren mit ihnen aufs innigſte verbunden. Auch ſie wurden mit Liebe durchforſcht, auch ihre Vorzüge geltend gemacht, auch in ihnen begannen die Dichter im Volkstone zu ſingen.

Alle dieſe Bemühungen jedoch, im Vereine mit unendlich wichtigeren in anderen Gebieten, wie ſie aus dem wiedererwachten Nationalgefühl hervorgegangen, ſo führten ſie auch wieder zu ihm zurück. Mit unſerer Sprache, der wir durch alle Jahrhunderte und alle Stämme unſeres Volkes gefolgt ſind, haben wir uns ſelber beſſer verſtehen lernen; alter, vergeſſener Reichthum aus der Vergangenheit, neue friſche Quellen aus dem geſammten Volksleben ſind der Rede der Gebildeten und Gelehrten dadurch reichlich wieder zugefloſſen; unſere Sprache iſt deutſcher geworden; neben der vergleichenden Sprachkunde auch dem Schickſal der Sagen und Sagenkreiſe folgend und ihre Umwandlungen vergleichend, haben wir die Stimme unſeres früheſten Alterthums beſſer verſtehen und den Geiſt unſerer Geſchichte tiefer erfaſſen lernen; unſer eigenes Bild iſt uns im Wiederſcheine klarer geworden und wird es noch mehr werden; das Bewußtſeyn ſo mancher unſerer ſchlummernden Kräfte iſt uns wieder erwacht; und ermuthigt durch die Kenntniß einer großen Vergangenheit und mit freudiger Hingebung ſie nach allen Richtungen hin tiefer und tiefer erforſchend, haben wir wieder Liebe zur Gegenwart gewonnen und blicken mit hoffnungsvollem Vertrauen der Zukunft entgegen, mehr und mehr bemüht, den Anforderungen, die wir an uns ſelbſt machen müſſen, zu entſprechen, um ſo die Stellung, die uns die göttliche Vorſehung im großen Verbande der Menſchheit unter den Völkern anweiſen wollte, wieder einzunehmen.

Dieſem wiedererwachten Sinne für unſere alte, ſchmählich vernachläßigte Nationalität, iſt auch die gegenwärtige Bearbeitung des hürnen Siegfrieds entſprungen. Und dieſer vaterländiſche Geiſt war es auch, der einen Freund des Verfaſſers, den Maler Wilhelm Kaulbach beſtimmte, als ein freies, eigennutzloſes Geſchenk ſeiner Liebe zu unſerem Volke, ſie mit den Bilderen der wieder erwachten deutſchen Kunſt zu ſchmücken. Wofür ihm hier öffentlich gedankt ſey.

Jener Freiheit in der Behandlung der Sage, von der, wie wir geſehen, alle Jahrhunderte Gebrauch gemacht haben, hat ſich der Verfaſſer gleichfalls bedient; allein nicht nach gedankenloſer Willkühr, ſondern um nach ſo vielen Umgeſtaltungen und Verunſtaltungen, ſo viel dieß in ſeinen Kräften lag, das alte germaniſche Heldenbild, in ſeiner urſprünglichen Geſtalt, durchſcheinen zu laſſen, und mit Beſeitigung allen fremdklingenden, mythologiſchen Beiwerkes, den Leſer den Hauch des Geiſtes empfinden zu laſſen, der in unſerem alten Epos herrſcht, und der zur Verſtändniß unſerer älteſten Vorzeit und ihrer Geſchichte, die in dieſem Geiſte gleichſam gedichtet erſcheint, ohne Zweifel von keiner geringen

Bedeutung ist. Es war dabey seine Absicht, daß jener Heldengeist des germanischen Heldenthums, mit allem, was ihn von Tugenden zierte und was die Germanen in der Geschichte groß machte, daraus hervorleuchten möchte, und obwohl ein dichterisches Bild, sollte es doch in dieser Weise historische Wahrheit ausdrücken. Jene Urzeit, da noch der alte Wald, von keiner Axt berührt, rauschte und in seinem Schatten der kriegerische Germane die Heldenlieder sang, sollte darin, wenn auch in einem bleichen Spiegelbilde, wieder erscheinen; diese Absicht hat ihn in allem, was er von dem neueren Volksbuche ausgeschieden und was er hinzugedichtet, geleitet und dieß ist der Maßstab seiner Beurtheilung, keinen anderen kennt er an. Werden anderweitige Arbeiten es ihm gestatten, so wird die einem ganz andern Kreise angehörende Sage von den Heymonskindern dieser hier folgen, so wie er auch in einer eigenen Schrift das, was er in diesem Nachwort nur flüchtig über das germanische Heidenthum und die Siegfriedssage angedeutet, in ausführlicher mit Belegen begründeter Darstellung, als eine Einleitung in unsere älteste Geschichte behandeln wird; wozu bereits alle Vorarbeiten gemacht sind.

So möge denn der jugendliche Sonnenheld unserer grauen Vorzeit mit neuem Waffenschmucke hinaus in die Welt ziehen; möge der unerschrockene Drachenödder mithelfen, den Drachen des Stolzes, des Neides und der Zwietracht zu tödten, der unser Volk umstrickt hält, und möge es nicht nur zu seiner alten Sprache und Poesie, sondern auch zu seinem alten, einenden Glauben und zur alten Treue und Treuherzigkeit zurückkehren, damit es einer neuen Freiheit und einer ehrenvolleren Zukunft werth und gewachsen werde. Möge er, der schnelle Held, in einer Zeit, wo wir gegen Ost und West stets kampfbereit, zur Wahrung unserer Ehre und unseres Gutes, stehen müssen, seine alte Schnellkraft und seinen Heldenmuth ihm vorhalten und möge es ihm ein günstiges Zeichen seyn, daß er in einem Augenblick aus Licht tritt, wo das Vaterland Hand anlegt, nach langer, schmachvoller Unterbrechung, sein größtes Kunstwerk katholischer Begeisterung, den Dom der heiligen drei Könige zu Köln am Rhein, seiner Vollendung zuzuführen, und wo ein deutscher König, dessen Schloß die Bilder, der Nibelungen, Siegfried und Karl der Große und Barbarossa schmücken, die Walhalla deutscher Ehre, die er in den Zeiten unserer tiefsten Erniedrigung begonnen, als eine unvergängliche Mahnung für die aufwachsenden Geschlechter eingeweiht.

München im Oktober 1842.